

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

124

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287



+
2022
Herbst

JENISCHHE

Wider das Vergessen

Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

 service@bka.gv.at

 0800 222 666
Mo bis Fr: 8–16 Uhr
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

 +43 1 531 15-204274

 Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1
1010 Wien



Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin, Verlegerin, Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien | Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Jessica Beer, Raffaella Gmeiner, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess**

Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydođdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Daniel Müller** | www.syntext.at

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H., Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien** |

office@dfd.co.at

Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.

Verlags- und Erscheinungsort: **Wien** |

Verlagspostamt: 1060 Wien

Anzeigen: **Ebru Uzun** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Ebru Uzun** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland

(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at**

www.zeitschrift-stimme.at

www.instagram.com/initiative_minderheiten

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmlage**
Hakan Gürses
- 08–09** | **Eine fortwährende Hintansetzung**
Simone Schönnett
- 10–12** | **„Wenn ich meine Wurzeln verliere, verliere ich mich selbst“**
Michael Haupt im Gespräch mit Marco Buckovez
- 13–14** | **„Jenisch baaln“ in Sitzenthal/Loosdorf**
Zur Geschichte der Jenischen in Niederösterreich
Karin Lehner
- 15–17** | **Etwas anderes erzählen**
Archivarbeit wider die historische Einseitigkeit
Bernhard Schneider und Michael Haupt
- 18–19** | **Jenisch**
Eine Sprache auf der Suche nach Anerkennung
Heidi Schleich
- 20–21** | **Etwas Kostbares**
„Österreichische Lyrik und kein Wort Deutsch“
Christine Riccabona
- 22–23** | **„Ich hab’ es einfach getan“**
Alena Klinger im Gespräch mit Sieglinde Schauer-Glatz
- 24–26** | **nur der sperber blickt vom himmel**
Lyrik von jenischen Autor:innen
- 27** | **Jenische Sternschnuppen**
Daniel Huber und Willi Wottreng
- 28** | **Ein Leben im Verborgenen**
Rom*nija solidarisieren sich mit den Jenischen
Katharina Graf-Janoska
- 29–30** | **Lese- und Filmempfehlungen**
- 32–33** | **Nachlese**
Melanie Konrad
- 34** | **Groll**
Erwin Riess

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihren Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Medieninhaberin und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adresse der Medieninhaberin und der Herausgeberin ist im Impressum angeführt.



Quelle: Asylkoordination Österreich

„Was wir fordern!“

Die Wanderausstellung der **Initiative Minderheiten** „Was wir fordern! Minderheitenbewegungen in Österreich“ kommt aus Innsbruck nach Wien.

Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen Geschichte und zentrale Forderungen unterschiedlicher Minderheiten in Österreich. Autor:innen aus minoritären Gruppen – zumeist Aktivist:innen – werfen einen fokussierten Blick auf ihre Geschichte und präsentieren ihre wesentlichen minderheitenpolitischen Forderungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Aktivistische wie auch juristische oder parlamentarische Formen des Protests erweisen sich als untrennbar mit der Geschichte minderheitenpolitischer Forderungen verbunden. Die Ausstellung macht sichtbar, welche Anstrengungen, welche

Ausdauer und welche Allianzen notwendig sind, um gegen Diskriminierung und für gleiche Rechte einzutreten.

Die Eröffnung am **24. Oktober 2022** um 18 Uhr im Foyer des **Haus der Geschichte** Österreich übernimmt die Bundesministerin für Justiz **Alma Zadić**. Im Anschluss sprechen Mirjam Karoly (Romano Centro) und Cornelia Kogoj (Initiative Minderheiten).

Kuratorinnen:
Jessica Beer und Cornelia Kogoj

Ausstellungsgestaltung:
Toledo | Dertschei

Mit Beiträgen von: Hager Abouwarda, Persson Perry Baumgartinger, Andreas Brunner, Ali Gedik, Petra Flieger, Margit Hauser, Mirjam Karoly, Birge Krondorfer, Herbert Langthaler, Eleonore Lappin-Eppel, Lydia Novak, Volker Schönwiese, Vanessa Spanbauer, Vladimir Wakounig.

Was wir fordern! Minderheitenbewegungen in Österreich
Eröffnung: 24. Oktober 2022, 18:00 Uhr
Dauer: 25. Oktober bis 15. Januar 2022
Ort: Haus der Geschichte Österreich

Eine Ausstellung der
Initiative Minderheiten

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung.



Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen Geschichte und zentrale Forderungen der Minderheiten in Österreich.

Macht der Musik



Die von dem **Music and Minorities Research Center (MMRC)** gemeinsam mit der **Initiative Minderheiten** konzipierte Tagung „Macht der Musik – Minderheitenpolitische Interventionen“ geht der Rolle von Musik und Tanz in minoritären Zusammenhängen in Österreich nach. An zwei Tagen treffen Musiker:innen/Aktivist:innen und Wissenschaftler:innen aufeinander, um anhand unterschiedlicher thematischer Schwerpunkte Musik- und Tanzpraxis, politischen Aktivismus und ethnomuskologische Forschung miteinander in Austausch zu bringen. Ein Konzert und ein abschließender musikalischer Ausklang begleiten die Tagung.

Mit: Marwan Abado, Salah Ammo, Katrin Blantar, Karin Cheng, Isabel Frey, Marie Thérèse Kiriaky, Lens Kühleitner, Nataša Mirković, Babak Nikzat, Gabriela Novak-Karall, Esra Özmen, Hamidreza Ojaghi, Edi Oraže, Sakina Teyna, Filip Tyran, Joško Vlasich und BRUJI.

Datum:
Freitag, 28. Oktober 2022, 13:00 bis 21:00 Uhr
Samstag, 29. Oktober 2022, 09:00 bis 18:00 Uhr.

Ort: mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien
Lothringerstraße 18 bzw. Anton-von-Webern-Platz 1, 1030 Wien

Tagungsprogramm:
musicandminorities.org/macht-der-musik

Anmeldung unter: mmrc@mdw.ac.at

Eine Veranstaltung des Music and Minorities Research Center (MMRC) und der Initiative Minderheiten

Gefördert von der Stadt Wien Kultur.

Minoritäre Allianzen und Identitätspolitik

Das Symposium „**Minoritäre Allianzen in Zeiten der Identitätspolitik**“ untersucht die Relevanz des Gründungsgedankens der **Initiative Minderheiten** nach über drei Jahrzehnten.

Die Initiative Minderheiten steht seit ihrer Gründung für eine Minderheitenpolitik, die nicht entlang von Identitäten und Abgrenzungen, sondern als Allianz für eine minderheitengerechte Gesellschaft operiert. Ging es in den Gründungsjahren noch vornehmlich um die Frage, welche Gruppierungen in Österreich überhaupt Minderheitenstatus beanspruchen können – nicht nur Volksgruppen, sondern auch Roma und Sinti, Migrant:innen, Menschen mit Behinderung oder sexuell diskriminierte Gruppen –, so steht heute im öffentlichen Diskurs meist die identitätspolitische Debatte im Vordergrund.

Sind minoritäre Allianzen noch zeitgemäß? Ist das Konzept aus Sicht

einzelner Communities als paternalistisch abzulehnen? Oder kann es im Sinne von Diversität und einer Politik „der Vielen“ neu gedacht werden? Sind minoritäre Allianzen vielleicht ein Mittel in der Bekämpfung antidemokratischer Tendenzen?

Das zweitägige Symposium unterzieht den Begriff minoritärer Allianzen anhand von zwei Keynote-Lectures und drei Diskussionspanels einer kritischen Betrachtung, in denen aktivistische, theoretische und praktische Positionen miteinander konfrontiert werden.

Mit:
Hakan Gürses, Robel Afeworki Abay, Dabora Antmann, Muhammet Ali Baş, Ivana Marjanović, Robel Afeworki Abay, Barbara Staudinger, Simon INOU, Ana Grilc, Sladjana Mirković, Volker Schönwiese, Andreas Brunner, Hager Abouwada, Robert Gabris, Jessica Beer, Jana Sommeregger und Cornelia Kogoj.

Datum: Freitag, 11. November 2022, 18:00 bis 22:00 Uhr
Samstag, 12. November 2022, 11:00 bis 19:00 Uhr

Ort: Volkskundemuseum Wien

Eine Veranstaltung der **Initiative Minderheiten** in Kooperation mit dem **Haus der Geschichte Österreich** (hgdö) und dem **Volkskundemuseum Wien**.



Foto: Reinhard Loidl

Jenische sind eine weitgehend unbekannte Volksgruppe in Europa, die in jüngster Zeit dank Selbstorganisierung vermehrt wahrgenommen wird. Angehörige dieser transnationalen Minderheit leben in Österreich, Deutschland, der Schweiz, den Benelux-Staaten, Frankreich und Italien. Die mündlich überlieferte Kultur der Jenischen mit ursprünglich fahrender Lebensweise fand bisher kaum Eingang in die Geschichtsschreibung. Ihre Sprache – das Jenische – wird traditionell nur innerhalb der Familien weitergegeben. Verfolgt und ermordet im Nationalsozialismus, fanden Diskriminierung und Verdrängung der Jenischen auch nach 1945 kein Ende.

Als nationale Minderheit sind Jenische bisher nur in der Schweiz anerkannt (seit 2016). Im österreichischen Regierungsprogramm 2020–2024 wird immerhin die „Prüfung der Anerkennung der jenischen Volksgruppe“ angekündigt.

„Die jenische Geschichte Tirols ist keine, die häufig erzählt wird [...] Sie ist unsichtbar, wie auch die Jenischen unsichtbar sind“, schreiben die Herausgeber:innen **Edith Hessenberger** und **Michael Haupt** in der Einführung zum Sammelband „Fahrend? Um die Ötztaler Alpen. Aspekte Jenischer Geschichte in Tirol“. Die Sichtbarmachung der Jenischen in Gegenwart und Vergangenheit sowie ihr Beitrag zur Tiroler Geschichte ist bereits seit 2016 ein dezidiert Schwerpunkt der **Initiative Minderheiten Tirol**. Auch dieses Schwerpunktheft ist in enger Zusammenarbeit mit Innsbruck entstanden. Unser Dank gilt den Kolleg:innen **Michael Haupt** und **Alena Klinger** sowie den vielen Autor:innen und Aktivist:innen für ihre Mitwirkung.

Die jenische Schriftstellerin **Simone Schönett** geht in ihrem einleitenden Beitrag den Gründen des fehlenden Vertrauens zwischen Jenischen und Nicht-Jenischen nach. **Michael Haupt**, Geschäftsführer der Initiative Minderheiten Tirol, spricht mit **Marco Buckovez**, Obmann des Vereins „Jenische in Österreich“, über die angestrebte Anerkennung und die schwierige Mobilisierung. **Karin Lehner**, Zeithistorikerin, berichtet vom Ort Loosdorf im Bezirk Melk, eine der letzten Sprachinseln des Jenischen.

Im Jahr 2021 initiierte die Initiative Minderheiten Tirol in Zusammenarbeit mit **Bernhard Schneider** das Jenische Archiv als zentralen Ort des Forschens und Erinnerens. **Schneider** und **Michael Haupt** schreiben über den Aufbau und die Bedeutung des Archivs im Sinne einer Gegenerzählung. Die Sprachwissenschaftlerin **Heidi Schleich**, Initiatorin der „Initiative zur Anerkennung der Jenischen“ und des Vereins „Jenische in Österreich“, widmet sich in ihrem Beitrag dem Jenischen in der Sprachforschung und seiner Wahrnehmung in der Minderheit selbst.

Schon im Jahr 1990 erschien die Anthologie „Österreichische Lyrik und kein Wort Deutsch“. **Christine Riccabona** vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv unterstreicht die Bedeutung von Literatur in der Wahrnehmung von Minderheiten am Beispiel des Sammelwerks von **Gerald Kurdoğlu Nitsche**.

Die Autorin **Sieglinde Schauer-Glatz** begann mit über 40 Jahren, sich mit ihrer jenischen Herkunft auseinanderzusetzen. **Alena Klinger** sprach mit ihr über ihren Weg zum Aktivismus.

Und nicht zuletzt bringen wir eine Auswahl an jenischer Lyrik – auch eine Form der Selbstermächtigung und überregional wie der Lebensraum der Jenischen selbst.

In eigener Sache

An dieser Stelle möchten wir auf die finanzielle Lage der **Initiative Minderheiten** und somit auch der **Stimme** hinweisen. Die Initiative Minderheiten wird über Projekte finanziert und verfügt über keine Basisfinanzierung. Projektfinanzierungen sind wiederum aufgrund der bekannten Sparmaßnahmen sehr schwierig geworden. Es droht die Gefahr, unser kleines Team, das Großartiges leistet, nicht mehr finanzieren zu können.

Spenden Sie für uns,
werden Sie Mitglied der **Initiative Minderheiten**,
abonnieren Sie die **Stimme!**
Es zahlt sich aus. Für Sie und für uns.

Anregende Lektüre wünscht
Gamze Ongan | Chefredakteurin

Die Eule der Minerva

Es ist eines seiner bekanntesten Zitate, und doch herrscht bis heute keine Einigkeit über dessen Bedeutung. G. W. F. Hegel, der Philosoph des Weltgeistes, schrieb folgende Sätze, die für den Geist der Nachwelt vieldeutig bleiben:

„Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.“^[1]

Einer der Deuter dieses Zitats ist der marxistische Historiker Eric Hobsbawm, der u. a. eine großartige Geschichte des Nationalismus verfasst hat. Im Boom der Nationalismus-Forschung, der ab Mitte der 1980er Jahre eingesetzt hat, erblickt er einen Beweis dafür, dass das erforschte Phänomen seinen Zenit bereits überschritten habe. Hegels Minerva-Eule kündige also den Anfang von einem Ende an: „Es ist ein gutes Zeichen, daß sie ihre Kreise inzwischen über Nationen und Nationalismen zieht.“^[2]

Ich bin mir nicht sicher, ob diese kluge Interpretation auch eine gute Diagnose bzw. Prognose für den Nation-Nationalismus-Komplex abgibt oder – leider – Wunschdenken bleibt. Wir stehen mehr als 30 Jahre nach Hobsbawms Publikation einem weltweit sogar erstarkten Nationalismus gegenüber.

In einem anderen Zusammenhang scheint mir allerdings diese Deutung des Eulenflugs gut anwendbar zu sein. Ich denke an ein Phänomen, auf das in letzter Zeit mit verschiedenen Stichworten hingewiesen wurde: Moralismus, Politik der Gefühle, Befindlichkeitspolitik, Schamkultur ... Ich selbst habe hier einige Male unter dem Begriff „Politik der Zeichen“ davon gesprochen – von einer Variante der Politik, die mit der dreifaltigen Strategie „Verweigerung-Empörung-Verzicht“ verflochten ist und die Tendenz aufweist, das Politische zu privatisieren, anstatt das Private zu politisieren. Synchronie statt Kollektiv, so mein weiterer Befund, bildet den Modus der massenhaften Verbreitung und Umsetzung von Politik der Zeichen, und ihr Zauberwort ist Identität – statt Gleichheit.

Wie aber hängt diese Politik nun mit der Eule von Minerva zusammen?

Seit den 1960er Jahren ist viel über den „Kulturimperialismus“ gesagt und geschrieben worden, wobei den USA die Hauptrolle des Bösewichts zufiel. Coca-Cola und McDonald's, Popmusik und Hollywood, Anglizismen und Kaugummi galten Jahrzehnte lang als Merkmale des imperialistisch propagierten *American Way of Life*. Die 1980er Jahre markierten den Einsatz eines Gegengewichts zur imperialen Lebensweise durch die „europäische Kultur“ und die verschiedenen „World“-Segmente (etwa

World Music). Die sogenannte postmoderne Philosophie französischer Provenienz war womöglich die geistige Leuchtrakete dieser Neuorientierung, das Anfang 2000 veröffentlichte Buch *Empire* von Antonio Negri und Michael Hardt wohl deren expliziter Höhepunkt, und den Soundtrack dazu lieferte Manu Chao mit seinem Lied *Clandestino*.

Mag sein, dass viele junge Menschen nicht nur in Europa, sondern weltweit ihren Alltag nach wie vor so zu gestalten suchen, als wären sie Figuren in einem Hollywood-Film. Mag sein, dass ihre Sprache fast zur Hälfte aus Anglizismen besteht und ihre Musik mehr R'n'B ist als in den USA der 1940er. Mag auch sein, dass diese jungen Leute sogar ihre Hochzeiten minutiös nach dem vorgeschriebenen Ablauf einer US-amerikanischen *Wedding Party* inszenieren. Der „Kulturimperialismus“ hat dennoch inzwischen mächtige Konkurrenz bekommen. Der K-Pop ist mittlerweile ebenso in der Jugendkultur verankert wie die koreanische Küche. Die – paradoxerweise US-amerikanischen – Streamingdienste bieten spanische, indische oder türkische Serien an, die fast ebenso viele Zuseher*innen finden wie die „kulturimperialistischen“.

Währenddessen avancierten die *Cultural Studies*, die kulturelle Entwicklungen in einem klassenbezogenen und/oder ethnopolitischen Kontext analysieren, zum Königsfach der Geisteswissenschaften – als wollte Minervas Eule das Ende einer kulturellen Ära augenzwinkernd einläuten. Zeitgleich begann das Feld des Politischen von Gepflogenheiten des US-amerikanischen Demokratieverständnisses überflutet zu werden: Begriffe, Selbstverständnis, Aktionsformen, ja, sogar soziale Gruppen und Akteure der Politik werden seit gut vier Jahrzehnten zunehmend an den Vereinigten Staaten ausgerichtet. Politische „Normalität“ der europäischen Wohlfahrtsstaaten, die sich in Sozialpartnerschaft, Arbeitskampf oder Parteiorganisationen ausdrückte, wurde allmählich von Identitäts- und Anerkennungspolitik(en) überlagert, die auf der sozialen Entität von „Communities“ beruhen. *Respect* wurde zur Währung gerechter Umverteilung; Mikroaggression und Triggern gelten fast schlimmer als Ausbeutung.

Über diese Politik der Zeichen gibt es eine inzwischen schier unübersichtliche Menge an Fachliteratur, täglich erscheinen gefühlt tausend Bücher und Aufsätze zu strukturellem Rassismus, systemischer Transphobie oder aber zu „Diktatur des *Wokeness*“. Auch in Feuilleton und öffentlichen Debatten sind „kulturelle Aneignung“ oder „Cancel Culture“ mittlerweile Pflichtthema.

Zwei Fragen stellen sich. Erstens: Hat das *Empire* mit seiner hegemonialen Kultur so weit ausgedient, dass sie dem „Rest der Welt“ nur mehr eine durchmoralisierte Version von Politik (der Zeichen) als Vorbild anbieten kann? Zweitens: Kann der Boom akademischer Selbstartikulation und medialer Behandlung dieser Politik zugleich ein Indikator dafür sein, dass sich die Eule der Minerva nach der Kultur nun auch langsam der Politik zuwendet?

^[1] Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts, Vorrede. In: Werke. Band 7, Frankfurt a. M. 1979, S. 11–29. Online: <http://www.zeno.org/nid/20009181156> (Stand: 16. 09. 2022).

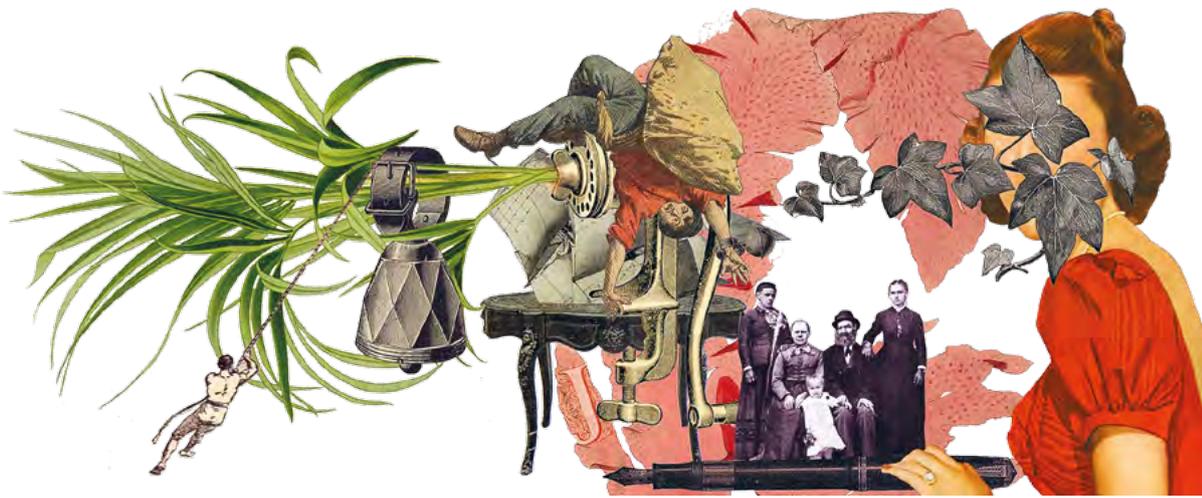
^[2] Eric J. Hobsbawm (1991): Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt a. M./New York 1991, S. 221.



JENISCHE

Wider das Vergessen

Eine fortwährende Hintansetzung



Das Verhältnis zwischen Jenischen und Nicht-Jenischen ist auch anno 2022 nicht gerade von gegenseitigem Vertrauen geprägt. Wieso fehlt der Glaube an und der Wille für die Anerkennung der Jenischen? Und weshalb scheint wenig Änderung in Sicht?

Vielleicht sollte ich die Schutzheilige der Jenischen, Sara-la-Kâli, in Saintes- Maries-de-la-Mer aufsuchen. Oder zur Muttergottes ins schweizerische Einsiedeln pilgern. Das Wallfahren zu den schwarzen Madonnen, fremd ist mir das ja nicht. Aber beten für die Anerkennung der Jenischen? Auf höheren Beistand setzen, damit sich etwas ändert und eine jahrhundertlang verfeimte und verfolgte transnationale europäische Minderheit endlich anerkannt wird? Pilgerfahrten, damit politische Entscheidungsträger*innen endlich das

tun, was längst getan sein müsste? Kerzen opfern, damit es eine Tatkraft in ihnen entzünde – das ist doch ein Witz!

Wieso kann man sich in einer demokratischen Republik nicht dazu durchringen, die Existenz der Jenischen anzuerkennen?

Weshalb müssen jenische Aktivist*innen seit Jahren, Jahrzehnten nicht nur beweisen, dass es die Jenischen gibt, sondern auch, dass es die jenische Sprache gibt?

Und dass diese eben nicht Rotwelsch ist, sondern Jenisch. Eine eigene Sprache, die traditionell nur mündlich weitergegeben wurde, ein immaterielles oder mobiles Kulturgut, sehr fragil.

Mir ist schleierhaft, warum Minister*innen jenische Delegationen wie Bittsteller*innen behandeln und im letzten Moment doch nicht empfangen. Womöglich befürchten sie, die Jenischen hätten Schlimmeres im Sinn, als nur eine symbolische Geste der Entschuldigung einzufordern.



Die notwendigen Schritte zur Anerkennung setzen Vertrauen voraus, dass man Jenischen offenbar nicht entgegenbringen kann oder will. Umgekehrt mangelt es auch an Vertrauen in die Obrigkeit, von der man noch nie Hilfe oder Schutz – ganz zu schweigen von Anerkennung – erwarten konnte. Misstrauen auf beiden Seiten, so sieht es aus.

Ich denke, in jeder jenesischen Familie sind die Gräueltaten der Nazis – aber auch die der Nachkriegszeit – präsent. Ich kenne diese Angst meiner Großeltern, meiner Mutter, aller Jenischen. Weil sich auch nach 1945 am Wissen über die und an der Haltung gegenüber den Jenischen nichts geändert hat. Was sich darin zeigt, ist, wie und mit welchen Maßnahmen sich – nicht nur – der österreichische Staat seiner Jenischen „angenommen“ hat. Eine kleine Auswahl: Kriminalisierung jenesischer Dienstleistungsgewerbe, Kindeswegnahmen, Zwangspsychiatrie.

Es gibt eine kollektive „Narbe“ der Jenischen in Österreich und in Europa; über ihr liegt nur eine ganz dünne Haut, die leicht wieder aufreißen kann. Etwa wenn einem wieder einmal die eigene Sprache und somit das Existenzrecht abgesprochen wird, „nur“ abgesprochen und nicht, wie vor gar nicht allzu langer Zeit auch in die Tat umgesetzt.

Die Jenischen lebten traditionell in Mehrgenerationenfamilien. Jenische Männer wie Frauen arbeiteten im selbstständigen Dienstleistungsbereich: Handel, Kleingewerbe, Reparatur. Diese

Lebensform sicherte nicht nur das Überleben, sondern – was oft vergessen wird – auch den Spracherhalt. Was die oben erwähnten Maßnahmen wie Kriminalisierung der Dienstleistungsgewerbe oder Zwangspsychiatrie und den Druck zur Auflösung der als asozial geltenden Großfamilien betrifft, muss ich anerkennen, dass sie sich als ebenso perfide wie wirksam erwiesen haben.

Mit der Beileibe nicht immer freiwilligen Aufgabe ihrer Traditionen begannen die jenesischen Sprachträger*innen zwar nicht zu verschwinden. Allerdings erhöhte sich die Scham der Jenisch Sprechenden. Scham und Angst spielten fortan eine zerstörerische Rolle.

Das Jenische an die nächste Generation weiterzugeben, halten nicht wenige bis heute für zu gefährlich. Weil die historische Erfahrung vor allem eines gelehrt hat: Jenisch(e) ist/sind gleich minderwertig.

Im Fall der jenesischen Sprache taucht immer als „gesicherte Wahrheit“ auf, Jenisch sei keine eigenständige Sprache, sei nur eine Abart des Rotwelschen.

Ohne dass es groß auffiele oder gar störte, wird den Jenischen somit bis heute einfach ihre Existenz abgesprochen, ungeachtet dessen, dass man sie damit an den Rand drückt, ins Kriminelle rückt. Der Rotwelsch-Mythos darf unhinterfragt mit völliger „Harmlosigkeit“ verbreitet werden. Diese „Information“, wie sie etwa auf Wikipedia festgehalten wird, erlaubt absurde Rechtfertigungen wie etwa:

Die Jenischen könne man, selbst wenn man wolle, nicht als Minderheit oder Volksgruppe anerkennen, weil sie eben keine „eigene“ Sprache hätten ...

Jenesische Aktivist*innen werden zwar mittlerweile endlich, von Wien über Berlin bis nach Brüssel, in die Vorzimmer der Macht eingelassen. Aber nur, um sie dort abzuwimmeln. Von Beamt*innen, die sich die Anliegen der Jenischen zwar gerne anhören – um dann aber doch nichts zu entscheiden – und Fragen stellen wie, ob denn Jenische, die des Jenischen nicht (mehr) mächtig sind, auch wirklich Jenische seien? Und wenn ja, wo denn bitte schön noch die Unterschiede zur Mehrheit liegen würden, die solle man doch einmal klarlegen. Und schon ist man als Jenische*r in diese Fragen verstrickt. Fragen der Herkunft, des Fahrenden, „Ausgestorbenen“. Fragen, die suggerieren: Euch gibt es doch gar nicht mehr.

Wenn ich Gedichte in jenesischer Sprache schreibe, fällt mir immer auf, dass im Jenischen die abstrakten Begriffe fehlen.

Jede Sprache ist auch eine Weltanschauung. Und wenn sie nicht abstrakt sein kann, dann muss sie eben konkret sein. So sehe ich das. Und wer weiß, vielleicht ereilt uns alle doch noch eine Überraschung? Die Anerkennung der Jenischen! Die käme dann aber wirklich einem Wunder gleich.

Simone Schönelt, 1972 in eine jenesische Familie in Villach geboren, ist eine österreichische Schriftstellerin. Zuletzt erschienen 2020 „Das Pi der Piratin“, Prosa, und 2022 „Sobald ich ‚ich‘ sage, ist mir nicht mehr zu trauen“, Erzählungen (Edition Atelier, Wien).



Wenn
ich
meine
Wurzeln
verliere,
verliere
ich mich
selbst

2021 wurde der Verein Jenische in Österreich gegründet mit dem erklärten Ziel, die Anerkennung der Jenischen als Volksgruppe voranzutreiben. **Michael Haupt**, Geschäftsführer des Innsbrucker Büros der Initiative Minderheiten, hat mit Obmann **Marco Buckovez** über die Anerkennung, die Mobilisierung unter Jenischen und die Notwendigkeit eines Jenischen Archivs gesprochen.

Marco, du bist traditionell sozialisiert, warst bei den Schützen, hast einen Brauchtumsverein gegründet und volkstümliche Musik gespielt. Erst spät hast du dich mit deiner Herkunft als Jenischer auseinandergesetzt. Du hättest es dir einfach machen und „unauffällig“ weiter-

leben können. Stattdessen engagierst du dich für die Anerkennung der Jenischen. Was treibt dich an?

Um mit den Worten von Romed Mungenast zu reden: Wenn du deine Wurzeln nicht kennst, wirst du dein Lebtage immer ein Suchender bleiben. Irgendwann habe ich mit der traditi-

onellen Gesellschaft meine Schwierigkeiten gehabt, mich auf die Suche gemacht und kam darauf: Es gibt etwas in meiner Familie, das anders – und zum Teil negativ behaftet – ist. Je mehr ich geforscht und gelesen habe, desto wichtiger wurde es mir, mich für die Jenischen einzusetzen. Auch aus dem Grund heraus, meinen Vorfahren und meiner Familiengeschichte

Respekt zu zollen – den Respekt, den sie verdient haben. Die Anerkennung vom Staat Österreich ist für mich persönlich sehr wichtig. Es geht nicht um Geld, einfach nur: Uns gibt's! Und wenn diese Anerkennung da ist, ist es verbrieft, dass es uns gibt. Jetzt gibt es uns eigentlich nicht.

2021 habt ihr den Verein „Jenische in Österreich“ gegründet und du hast die Obmannschaft übernommen. Welche Ziele verfolgt ihr neben der Anerkennung als Volksgruppe noch?

Neben unserem Hauptziel ist uns die Vernetzung der Jenischen untereinander sehr wichtig. Gerade in Tirol und in Österreich ist das relativ schwierig. Man sieht, dass die Diskriminierungserfahrungen noch sehr tief in den Köpfen sind und sich deshalb nur wenige zum Jenischen bekennen möchten. Und wir wollen vor allem dem Vergessen entgegenwirken: dem Vergessen der Sprache und der Kultur.

Wenn du eine Bilanz für das erste Jahr machen würdest – was ist seit der Gründung passiert?

Trotz eines weiteren Coronajahres ist viel passiert. Wir hatten einen Termin mit der Grünen Abgeordneten Olga Voglauer und den Minderheitensprecher*innen der Parlamentsparteien. Demnächst haben wir einen weiteren Termin direkt im zuständigen Ministerium von Susanne Raab (Anm.: nach Redaktionsschluss). Es hat sich auch viel bewegt in Sachen Medieninteresse. Die *Salzburger Nachrichten* haben geschrieben, die *Tiroler Tageszeitung*, *Der Standard* ... Viele Menschen sprechen mich an. Bei einer Geburtstagsfeier sagt eine Dame zu mir: „Du, wie geht's denn mit deinem Verein?“ Ich dachte, sie redet über den Brauchtumsverein, aber sie meinte den jenischen Verein. Ich hatte nicht damit gerechnet, in diesem dörflichen traditionellen Umfeld darauf angesprochen zu werden. Da merkt man schon, dass das Interesse sehr groß ist.

Wie schätzt du sonst die gesamtgesellschaftliche Haltung zum Thema Jenische und Anerkennung ein? Ist es ein guter Zeitpunkt, um die Anerkennung zu fordern?

Der Zeitpunkt ist perfekt. Das Thema Jenische steht kurz vor dem Vergessenwerden. Viele wissen gar nicht, was das ist. Ich versuche, es pragmatisch – wenn auch etwas kontraproduktiv – zu erklären: „Wenn du uns jetzt bö's anreden willst, dann sagst du zu uns ‚Weiße Zigeuner‘“. So wissen sie erstmal, um was es geht. Das Interesse ist jedenfalls da.

Ich werde immer wieder gefragt: „Warum, braucht's sowas überhaupt? Wenn wir das jetzt da tun, dann müssen wir es da tun und da tun.“ Ich kann das gut mit den Argumenten erklären, die ich am Anfang aufgezählt habe. Es geht darum, uns den Respekt zu zollen, den wir verdienen. Uns gibt's. Wir sind von hier. Wir sind Österreicher oder Tiroler!

Ich hoffe, dass die Jenischen aus ihrer Deckung kommen, auch wenn es schwierig ist, auch wenn es oft weh tut. Aber was soll ich sagen? Ich habe zwei kleine Kinder, ich setze mich wissentlich – wenn ich Pech habe – gesellschaftlichen Ausgrenzungen aus. Mitsamt meiner Familie, die mit dem nichts zu tun hat. Meine Frau ist durch und durch keine Jenische (lacht). Familiengeschichte hin oder her, ein bisschen mehr Zug von den Jenischen wäre vielleicht kein Fehler.

Für die Anerkennung braucht es also vor allem auch Unterstützung von den Jenischen selbst. Wie schaut es mit der Mobilisierung aus?

Die Mobilisierung funktioniert bis zu einem gewissen Grad. Wenn es aber zu Schwierigkeiten kommen sollte, suchen die Leute den leichtesten Weg, das ist menschlich. Ich entscheide mich immer für den schwersten Weg. Ich probiere, in Wunden hineinzugreifen, die vielleicht auch weh tun. Meine Geschichte kennt man: Ich habe eine jenische Oma gehabt und dann ist fertig. Es ist so viel verloren

gegangen. Dass meine Generation mit dem nichts mehr zu tun haben will, kann ich durchaus verstehen – ich find's tragisch und schlimm, aber es ist der Lauf der Zeit. Und die Generation davor, die hat ja wirklich Prügel und Steine vor die Füße gelegt bekommen. Da kann ich auch verstehen, dass die sagen: „Okay, passt. Piano, ein bisschen. Oder einen Schritt zurück, zwei Schritte zurück oder drei Schritte zurück.“ Dafür bin aber ich da. Ich gehe lieber zwei Schritte vor als zwei Schritte zurück. Und ich habe einen guten Rückhalt.

Hat der Verein die Legitimität, für alle österreichischen Jenischen zu sprechen?

Diese Frage habe ich mir selbst oft gestellt. Ich habe mich gefragt, ob die Schuhe mir nicht viel zu groß sind. Wenn's aber keiner tut, dann bleibt's so, wie es ist. Wir haben uns dem Thema angenommen und versuchen, die Jenischen in Österreich zu mobilisieren. Was sich als etwas schwierig herausstellt, weil man halt einfach auch ganz wenig Leute noch kennt. Man weiß nicht, wer jenisch ist. Aber ich glaube schon, dass wir die Legitimität haben, uns für alle zu engagieren. Es wird immer Menschen geben, die dagegen sind. Es wird immer Jenische geben, die es schlecht finden, dass man die Sprache publik macht. In meiner Familie ist das Jenische schon ausgestorben. Wenn diese Generation nicht mehr ist, ist ein Stück Kultur gut weg. Gerade in Tirol, wo man so reich an Kultur, so reich an Tradition ist, und dann bricht halt wieder ein Stückchen Kultur weg, vielleicht eine Randkultur – aber irgendwann bricht dann alles weg. Kultur sind Wurzeln. Und wenn ich meine Wurzeln verliere, verliere ich mich selbst. Wenn ich jemandem schaden oder ein Volk kaputt machen will, treffe ich nicht die Einzelnen, sondern muss die Wurzeln kappen. Das ist wie bei einem Baum. Wenn ich die Wurzeln kappe, ist der Baum kaputt. Und wenn wir diese Kultur aussterben lassen, machen wir unseren eigenen Baum kaputt, unser eigenes Leben. Und da sehe ich dann schon die Legitimität, mich dort in die

Politik zu hocken und ihnen das zu erklären.

Auch Nicht-Jenische, also Gadsche, engagieren sich wissenschaftlich und aktivistisch für die Sache der Jenischen. Siehst du das problematisch?

Also, ich finde das gut! Gadsche haben uns damals ausgegrenzt und nun holen sie uns wieder zurück ins Boot. Indem sie uns unterstützen und unsere Sache erforschen. Jede Stimme dafür hilft.

Letztes Jahr wurde das Jenische Archiv von der Initiative Minderheiten in Innsbruck gegründet. Wenn man kritisch sein möchte, könnte man sagen, dass wir damit in einer Kontinuität mit den Behörden vor und während der NS-Zeit stehen, in dem wir u. a. Fakten über Jenische und auch wissenschaftliche Literatur aus der Zeit sammeln. Hinzu kommt, dass im Moment nur Menschen daran arbeiten, die selbst keine Jenischen sind. Wie schätzt du das ein?

Ich finde dieses Jenische Archiv sehr wichtig. Warum legt man ein Archiv an? Damit man nachlesen kann, wie es früher war. Wenn ich kein Archiv habe, gehen die Geschichten verloren und damit auch die Kultur. Ein Archiv erleichtert es, auf seine Wurzeln zurückzukommen. Bei mir hat es sowas nicht gegeben.

Man muss einen Grundstock an historischem Bestand schaffen. Wer das macht, ist einerlei. Ich weiß, es wird viele Leute geben, die sagen: „Ihr seid’s doch keine Jenischen, warum tut ihr das überhaupt?“ Definiere mal Jenisch! Ich weiß es nicht. Zu mir könnte man auch sagen, ich bin kein Jenischer. Meine Oma ist Jenische gewesen. Definiere das! Willi Wottreng sagt immer: „Jenisch sein – entweder du bist es oder du bist es nicht.“ Fertig. Es gibt keine Definition. Deswegen finde ich das Thema Gadsche oder Jenische ... das ist so

... ich steige da gleich einmal aus. Ich finde das Archiv super – macht es bitte weiter!

Danke! Welchen Beitrag sollen Archiv und Wissenschaft zur Aufarbeitung jenischer Geschichte leisten?

Ganz wichtig ist zweifellos die Zeit der Diskriminierung, also der Nationalsozialismus und die Zeit davor. Wichtig ist auch, dass man einmal draufkommt, wie und warum das eigentlich entstanden ist. Man steht so ein bisschen im luftleeren Raum mit der ganzen Sache. Der eine Jenische hat diese These, der eine Gadsche hat jene. Es ist für die Kultur und für die Leute wichtig, das herauszufinden. Für das Archiv selbst sind Geschichten wichtig.

Aus Armut und Diskriminierung ist ja etwas entstanden. Meistens zwar nichts Positives, sondern Kriminelles. Das ist aber menschlich. Wenn du immer am Rand der Gesellschaft stehst, musst du irgendwann einmal so ticken – das geht gar nicht anders. Ausgrenzung ist das Schlimmste, was du machen kannst.

Wissenschaftlich gesehen ist sicher die Sprache sehr interessant, weil sie in unseren Breiten vermeintlich am Aussterben ist. Viele behaupten, daheim Jenisch zu sprechen. Ich habe aber bisher noch keinen getroffen, der mit mir Jenisch geredet hätte.

Was Menschen auch wichtig ist, sind Fotos. Viele Menschen sind sehr visuell. Und mit Fotos kann man sich viel vorstellen. So könnte ich mir das vorstellen. Auch das Diskriminierende aufarbeiten, aber sich nicht wild auf das Diskriminierende fixieren – das ist ja nicht der Lebensinhalt gewesen. Man soll aber wissen, was gewesen ist. Auch Positives soll aufgearbeitet werden, in kleinen Geschichten, die lässigen Sachen. Aber ihr seid auf dem richtigen Weg, ihr macht es genauso, wie ich es mir vorstellen würde, wissenschaftlich, geschichtlich ... Themen, deren man sich nicht gerne annimmt – da muss man hingreifen! Auch wenn’s ein bisschen weh tut. Und dann halt auch die netten Sachen.

Mit den „netten Sachen“ sprichst du einen Punkt an, der uns sehr beschäftigt. Das meiste historische schriftliche Material kommt von Behörden. Da geht’s um Kriminalität, da geht’s um die Abkanzlung von Jenischen als schlechtere Menschen, um Bettelei, um Gewerbescheine usw. Also es ist immer dieser Ton und eine klar abwertende Haltung der Behörden. Und die positiven Geschichten, die gibt’s nur vereinzelt, etwa in Zeitungsartikeln, die dann meistens romantisierend sind. Wie kommt man an diese schönen Geschichten?

Den besten Weg, an diese Geschichten heranzukommen, habt ihr schon mit dem Jenischen Kulturtag gebaut. Da habe ich Menschen kennengelernt, von denen ich nicht einmal wusste, dass sie mit mir verwandt sind. Und die Menschen, die dort sind, die können diese Kleingeschichten vielleicht auch bringen. Auch bei den Podiumsdiskussionen am Jenischen Kulturtag schwingt immer etwas Positives mit, auch wenn es oft um negativ behaftete Themen geht. Ich war selbst einmal mit Gabi Obwegeser aus dem Vinschgau am Podium. Sie hat mich da oben „abgebusselt“, weil ich irgendwas gesagt habe. Das sind genau diese positiven Sachen, die einem Kraft geben. Der Jenische Kulturtag ist für sowas perfekt!

Abschließend noch einmal zurück zum Verein „Jenische in Österreich“. Was sind für dich oder den Verein die nächsten Schritte?

Der nächste Schritt ist das Gespräch im Ministerium. Wir werden dort unsere Bitten – nennen wir es Forderungen – vortragen. Und dann wollen wir hoffen, dass die Anerkennung wirklich passiert. Für die Zeit danach habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Weil das Kernziel für mich jetzt einmal die Anerkennung ist.

„Jenisch baaln“ in Sitzenthal/Loosdorf

Zur Geschichte der Jenischen in Niederösterreich

Im Zuge der Bestrebungen zur Anerkennung der Jenischen als Volksgruppe in Österreich sind in den heimischen Medien vereinzelt auch Berichte über das „Jenisch baaln“ in Loosdorf im Bezirk Melk erschienen. Denn die Nachkommen der einstigen „Strazzensammler“ der Katastralgemeinde Sitzenthal sprechen noch heute Jenisch, das Jenische erfreut sich jedoch auch unter Loosdorfer Jugendlichen großer Beliebtheit.

Das an die Pielach grenzende Dorf Sitzenthal ist gute zwei Kilometer von Loosdorf durch Wiesen und Felder getrennt. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts bestand das neben dem gleichnamigen Schloss gelegene Sitzenthal aus 23 kleinen Häusern, in denen 32 Familien – insgesamt 143 Menschen – lebten. Die Häuser waren umgeben von einem Bifang, einem kleinen Grünstreifen, der für die Selbstversorgung der Menschen mit Lebensmitteln jedoch nicht ausreichte. Hunger und bitterste Armut waren die Gründe, warum sich BewohnerInnen von Sitzenthal in der wärmeren Jahreszeit auf die Suche nach Verdienstmöglichkeiten außerhalb ihres Dorfes machten. Dass sich die nach 1848 freien Sitzenthaler weigerten oder kein Interesse zeigten, dem Schlossbesitzer für Tätigkeiten auf seinem Gutshof als TagelöhnerInnen zur Verfügung zu stehen, scheint zu Konflikten geführt und teilweise zur Ausgrenzung der DorfbewohnerInnen beigetragen zu haben.

In den Geburts- und Sterbebüchern war neben „Kleinhausbesitzer“ „Strazzensammler“^[1] die gängigste Berufsbezeichnung. Frauen wurden als „Strazzensammlersgattin“ oder „Strazzensammlerswitwe“ bezeichnet. „Strazzensammeln“ war eine durchaus übliche Berufsbezeichnung für den streng reglementierten und polizeilich kontrollierten Handel mit Alttextilien, ohne jedweden pejorativen Beigeschmack. Die „Strazzensammler“ waren mit einem Gewerbeschein ausgestattet und verkauften Alttextilien, die für die Papierproduktion benötigt wurden – vermutlich auch an die in Loosdorf ansässige Papierfabrik „Bergmühle“.

Einem Bericht der *Wiener Zeitung* aus dem Jahr 1850 zufolge waren die BewohnerInnen von Sitzenthal „meist Stratzensammler, im übelsten Rufe stehend“. Eine „Denkschrift“ aus dem Jahr 1857, erschienen 1865 in

^[1] Auch „Stratzensammler“ oder „Stratzensammler“, selten auch „Hadersammler“.

den vom „Vereine für Landeskunde Nieder-Oesterreich“ herausgegebenen „Blätter(n) für Landeskunde von Nieder-Österreich“ zeugt von abgründiger Verachtung, gepaart mit einer Selbstüberhöhung gegenüber den BewohnerInnen eines ganzen Dorfes. Das Dorf zähle 21 zumeist elende Hütten und Häuser, die „anwesende Bevölkerung“ betrage 200 an der Zahl. Diese „Schar von Bettlern und gefährlichen Subjekten“ zeichne „gränzenloseste Faulheit“, „gänzlicher Müßiggange“ und „thierische Vermehrung“ aus. Von Herabwürdigung und pauschaler Verleumdung einer gesamten Dorfgemeinschaft zeugen auch die Ausführungen über „Kulturzustand“ und „Moralität“: Es herrsche eine „unglaubliche sittliche und religiöse Verwilderung“, eine „gänzliche intellektuelle und moralische Versunkenheit“ und es finde sich in Sitzenthal kein Mädchen, das das 15. Lebensjahr erreiche, „ohne verdorben zu sein“. „Dabei ist leider die Fruchtbarkeit dieser Bevölkerung unglaublich“, heißt es weiter. In der ganzen Gegend

erkenne man „den Sitzenthaler“ auf den ersten Blick: „Nach dem Zeugnisse des Wundarztes zu Loosdorf sind fast alle Kinder skrophulös, kretinartig, mit ekelhaften Ausschlägen behaftet und geistig wie physisch verkommen.“

Gewarnt wurde in dieser „Denkschrift“ auch vor der Zahl der in die Gemeinde Loosdorf Zuständigen, welche an die 600 betragen solle, aber wegen des vagabundierenden Lebens schwer zu eruieren sei. „Es drängt sich nun die Frage auf, was geschähe, wenn plötzlich eine größere Zahl der Zuständigen entweder freiwillig in ihre ohnedies übervölkerte Gemeinde zurückkehrte, oder dahin aus der Fremde abgeschoben würde, und nun Obdach und Versorgung begehrte?“

Der Hintergrund des Schreibens sind handfeste finanzielle Überlegungen. Es ging den Verfassern um die Verteilung der Armenhilfe, um die gesetzliche Verpflichtung zur Übernahme der Kosten etwa für die Altersversorgung von Menschen, die in Sitzenthal geboren und damit „nach Loosdorf zuständig“ waren. Denn „zuständig nach“ bedeutete nicht, dass Menschen dort auch tatsächlich wohnten. Ein erster Blick in die Taufbücher zeigt, dass die aus ökonomischen Gründen entstandene Mobilität von Jenischen zur Folge hatte, dass sie etwa in Kärnten, Oberösterreich oder Niederösterreich sesshaft wurden.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten verschärfte sich auch die Situation der Jenischen. Das NS-Regime zerstörte nicht nur durch drastische Verbote die materielle Existenzgrundlage vieler jenischer WanderarbeiterInnen und HausiererInnen. Jenische, die mit Behörden in Konflikt gerieten, wurden Opfer der nationalsozialistischen Aussonderungs- und Vernichtungspolitik. Mithilfe des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DÖW), und hier ist besonders der Historiker Gerhard Ungar (1954–2021) zu nennen, konnten mehrere Personen ausfindig gemacht werden, die

nach Loosdorf zuständig waren bzw. deren Vorfahren dort gelebt hatten:

Adolf Pable wurde am 7. 7. 1920 in Munderfing/OÖ geboren. Laut DÖW arbeitete der in Wels wohnhafte Pable als Siebmacher. Er desertierte am 20. 8. 1943 aus der deutschen Wehrmacht, nach drei Monaten, am 27. 12. 1943, wurde er festgenommen. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn wegen „Fahnenflucht“ zum Tode. Am 23. 8. 1944 wurde der damals 24-jährige Adolf Pable am Militärschießplatz Kagran, nicht unweit jenes Ortes, wo jedes Jahr der Opfer der NS-Militärjustiz gedacht wird, hingerichtet. Beerdigt wurde er am Friedhof Stammersdorf.

Aufgrund der Berichterstattung in der nationalsozialistischen Presse über Adolf Pable erhält man Kenntnis über das Schicksal von Ludwig Baumgartner. Baumgartner, laut *Oberdonau-Zeitung* vom Jänner 1945 Pables Schwager, soll diesen zur Fahnenflucht verleitet haben.

Nach Angaben des DÖW wurde Ludwig Baumgartner am 25. 3. 1913 in Neuhofen im Bezirk Ried im Innkreis geboren. Wohnhaft war der Marktfahrer in Attnang-Puchheim. Am 15. 12. 1944 wurde er wegen Wehrkraftzersetzung vom Sondergericht Linz zum Tod verurteilt.

Der Prozess gegen den „Wehrkraftzersetzer“ Baumgartner wurde von der NS-Presse propagandistisch begleitet. Aufgelistet sind nicht nur seine vielen Selbstverstümmelungsversuche, klar und deutlich beschrieben wird auch, was mit jenen, die als „Asoziale“ außerhalb der „Volksgemeinschaft“ standen, zu geschehen hatte. Ludwig Baumgartners Schicksal steht exemplarisch für die Tötungsabsicht des NS-Staates im Fall der Weigerung, sich der Disziplin der Deutschen Wehrmacht zu fügen. Sein Schicksal steht aber auch exemplarisch für die praktischen Konsequenzen aus einem langen eugenischen Diskurs über „Minderwertige“, in dem „Asoziale“ von Beginn an als solche betrachtet wurden:

„Seit frühester Jugend zog Baumgartner, ein durch und durch asoziales Element, unstet als Schleifer im

Land umher, dem Trunk ergeben und rauflostig. Mit allen Mitteln wollte er sich dem Soldatendienst entziehen ... Ein asozialer Außenseiter, wie er, gefährdet schon durch seine bloße Existenz die deutsche Volksgemeinschaft in ihrem harten Daseinskampf aufs Schwerste und gehört daher ausge-merzt.“

Am 23. 2. 1945 wurde Ludwig Baumgartner im Landesgericht Wien hingerichtet.

Ausgrenzung und Stigmatisierung sogenannter „Asozialer“ erreichten im Nationalsozialismus ihren Höhepunkt. Beispielhaft sei hier noch das Schicksal von Raimund Pable erwähnt:

Pable wurde am 18. 12. 1908 in Mauer bei Melk/NÖ geboren. Nach Angaben des DÖW war der Hilfsarbeiter in Steyr wohnhaft. Am 14. 7. 1941 wurde er in das Konzentrationslager Dachau deportiert. Die Häftlingsnummer lautete 26688. Er wurde als „AZR“ („Arbeitszwang Reich“) kategorisiert und am 12. 2. 1942 in das KZ Mauthausen überstellt. Er verstarb am 12. 3. 1942 im Lager Gusen. Als Todesursache wurde „Herz- und Kreislaufschwäche“ angegeben. Der Tod des Raimund Pable wurde an seinen Geburtsort Mauer gemeldet. Im Taufbuch findet sich unter seinem Vornamen der lapidare Satz: „Gestorben 12. 3. 1942 in Gusen Kreis Perg“.

In Loosdorf lebt das „Jenisch baaln“ fort. Noch immer besteht Interesse am bereits Anfang der 1990er Jahre verfassten kleinen Buch „Noppi Gadschi – Jenisch Baaln. Jenisch in Loosdorf“ des ehemaligen Lehrers Franz Jansky.

Doch nicht alle, die Jenisch beherrschen, zeigen dies öffentlich. Denn auch hier wohnen Jenische, die nicht zuletzt aufgrund der jahrhundertelangen Stigmatisierung und Verfolgung lieber im Verborgenen leben. —

Dieser Text ist eine gekürzte und leicht überarbeitete Fassung des Beitrags der Autorin „Die Strazzensammler von Sitzenthal. Zur Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung von Jenischen in Österreich“, erschienen im Gaismair-Jahrbuch 2022.

Karin Lehner, Zeithistorikerin, arbeitete viele Jahre in der Ö1-Redaktion Radiokolleg.

Etwas anderes erzählen

Archivarbeit wider die historische Einseitigkeit

Der Blick der Autoritäten auf Jenische zeugt bis weit in die Geschichte der Zweiten Republik hinein vom Verlangen, ihre Lebensweise zum Verschwinden zu bringen, und äußert sich nicht zuletzt in den Archiven der Mehrheitsgesellschaft. Es ist Zeit für eine Gegenerzählung, denn jenische Stimmen fehlen in den historischen Sammlungen weitgehend.

Eine Leerstelle im kollektiven schriftlichen Wissen war für Romed Mungenast Anstoß, sich eingehend mit der Geschichte der Jenischen – und damit auch der eigenen Biografie – zu beschäftigen.^[1]

„Ich konnte einfach nicht akzeptieren, dass wir ‚erbmäßig minderwertige‘ Menschen sein sollen. [...] Es war keine Zusatzinformation da in den Bibliotheken. [...] Das hat mich so geärgert, dass ich dachte: Ich möchte etwas anderes erzählen.“^[2]

Die „Zusatzinformationen“, die Mungenast 2003 im Gespräch mit dem Schweizer Historiker Thomas Huonker vermisst, lassen sich auf unterschiedliche Arten verstehen:

Zum einen als solche, die das historische Wissen *über* Jenische kritisch kontextualisieren. Andererseits fehlen jenische Gegenerzählungen zum mehrheitsgesellschaftlichen Narrativ, in dem die Fahrenden zwar mitunter romantisiert, größtenteils jedoch als zu lösendes Problem gesehen wurden.

Die Archive der Mehrheitskultur

Vor diesem Hintergrund ist die Gründung des Jenischen Archivs 2021 zu verstehen: als kritische Praxis, um die Archive der Mehrheitskultur gegen den Strich zu lesen und alternativen Deutungen Raum zu schaffen.

Eine Annäherung an das Archiv kann etymologisch erfolgen: Der Begriff leitet sich von „archéion“ (Regierungsbauwerk oder Behörde) ab, welches seinerseits auf „archē“ (Anfang, aber auch Herrschaft) verweist. Man kann das Archiv aber auch als Ort der Praxis begreifen^[3] – als Ort des Sammelns, des Speicherns, des Aufbewahrens. Welche Annäherung man auch wählt, beide weisen in Bezug zu Jenischen einen problematischen Kern auf.

Als Institution der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Obrigkeiten üben Archive Herrschaft aus. Sie wählen aus den zur Verfügung stehenden Quellen jene, die in den Stand des Archivguts gehoben und dort bewahrt werden, um die Integrität dieses „Archivguts zu schützen und auf diese Weise zu gewährleisten, dass es ein zuverlässiger Beweis der Vergangenheit bleibt“.^[4] Die Auswahl erfolgt dabei nicht von Fall zu Fall, sondern folgt institutionalisierten Kriterien, offiziellen Sammlungsaufträgen und entlang klar abgegrenzter Zuständigkeiten. Häufig handelt

^[1] Siehe auch Artikel von Christine Riccabona in diesem Heft.

^[2] Thomas Huonker: „Ich habe mein Leben geändert.“ Romed Mungenast im Gespräch. In: M. Haupt, E. Hessenberger (Hg.): *Fahrend? Um die Ötztaler Alpen. Aspekte jenischer Geschichte in Tirol*. Innsbruck 2021, S.179.

^[3] Vgl. Herbert Kopp-Oberstebrink: *Arbeit am Archiv. Formen und Funktionen von Archiven zwischen Begriff und Metapher*. In: F. Schmieder/ D. Weidner/H. Kopp-Oberstebrink (Hg.): *Ränder des Archivs: Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf das Entstehen und Vergehen von Archiven*. Berlin 2016, 15–46.

^[4] Aus dem ersten Punkt des „Kodex ethischer Grundsätze für Archivarinnen und Archivare“, der 1996 von der Generalversammlung des Internationalen Archivkongresses in Peking angenommen wurde und vielen Archivverbänden weltweit als ethisches Grundsatzdokument dient.



„Die Großfamilie ist über Nacht im Wald zusammengekommen, weit weg von den Gadsche. Das ‚Sippenoberhaupt‘, der Ulmische, hat sie hierhergerufen; es geht um die Zukunft der Familie. (...) Eigentlich sehr idyllisch, wie ein nächtliches Sommerpicknick. Dabei wird hier nichts weniger als das Beenden der jenischen Kultur beschlossen.“

Skizze aus: re:framing jenisch. Graphic Novel von Isabel Peterhans (Illustrationen) und Simone Schönnett (Text).

es sich beim Archivgut um Unikate – Verwaltungsakte oder administrativen Schriftverkehr –, die dem natürlichen Gang der Institution erwachsen und deren Zugang geregelt werden soll. Die Macht der Archive wirkt allerdings auch in die entgegengesetzte Richtung: Die Archivtechnik beschreibt nicht nur „den Moment der bewahrenden Aufzeichnung, sondern [bestimmt] schon die Institution des archivierbaren Ereignisses“.¹⁵¹

Das Archiv ist somit keine *unschuldige* Abbildung neutraler Ereignisse, vielmehr ein durch privilegierte Zugänge gekennzeichnete Ort, in dem sich Herrschaftsansprüche der Macht widerspiegeln. Alternative Deutungen, insbesondere jene solcher Gruppen, die als Opposition wahrgenommen werden, finden darin keinen Einzug. Somit tauchen Spuren jenischer Kultur in den Archiven haupt-

sächlich in Form von Dokumenten aus den Bezirkshauptmannschaften, den Landesgerichten oder in Polizeiakten auf, sie finden sich aber auch in wissenschaftlichen (Qualifikations-) Arbeiten oder der Tagespresse. Auch hier gilt allerdings, wie wir bereits an anderer Stelle formuliert haben: „Die jenische Kultur wird im mehrheitsgesellschaftlichen Diskurs nur in jenen Momenten sichtbar, in denen sie den Weg der Macht quert.“¹⁶¹

Der Diskurs über Jenische

„Die Gemeinde bezahlt derzeit für das Kind monatlich 20 S. Wo die Eltern sind, kann nicht gesagt werden, wahrscheinlich auf Lug und Trug in Tirol oder Salzburg“, schreibt die Gemeinde Karres im Oktober 1937 an die Bezirkshauptmannschaft Imst. Eines der unzähligen Beispiele, in denen sich Gemeinden über die „Last“ be-

schweren, für die dort heimatzuständigen Armen aufkommen zu müssen. Die Hoffnung vieler Bürgermeister, die „Fahrenden“ könnten ihr Leben auf eine Art beschreiten, die es ihnen ermöglicht, für ihren Lebensunterhalt selbst aufzukommen, stand im Widerspruch zu den erlassenen Gesetzen. Indem man Jenischen etwa den Zugang zu Wandergewerbescheinen erschwerte, nahm man ihnen die Lebensgrundlage und drängte sie in die Kriminalität. Um das Überleben der Familie zu sichern, wurden Waren und Dienstleistungen – zumal diese von der sesshaften Bevölkerung durchaus geschätzt wurden – ohne formale Berechtigung angeboten.

Die Ansicht, die prekären Lebensverhältnisse jenischer Familien seien nicht sozioökonomischen Ursprungs, sondern würden sich aus ihrer vermeintlich minderwertigen Erbanlage begründen, war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorherrschend in der Rassenbiologie. Die moderne Wissenschaft wurde damit Erfüllungsgelhilfin der Behörden, wie Elisabeth Grosinger schreibt: „Stumpfl¹⁷¹ baute

¹⁵¹ Jacques Derrida: Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Interpretation. Berlin 1997, S. 38.

¹⁶¹ Bernhard Schneider / Michael Haupt: re:framing jenisch – Zum Projektstart des Jenischen Archivs. In: Gaismair-Jahrbuch 2023 (wird im Herbst 2022 veröffentlicht).

¹⁷¹ Friedrich Stumpfl war Professor für Erb- und Rassenbiologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Innsbruck.

auf eine intensive Zusammenarbeit mit den Behörden, die seine ‚objektiven‘ Forschungsergebnisse zur wissenschaftlichen Untermauerung ihrer rassehygienischen Maßnahmen nutzen konnten.“^[8] Das Wirken und die Terminologie des Instituts für Erb- und Rassenbiologie lässt sich in Diplomarbeiten und Dissertationen bis in die 1980er Jahre nachweisen und findet seinen Resonanzboden in klassischen bürgerlichen Vorurteilen und Klischees. Dort ist etwa „von ‚häufigen Schlägereien‘, ‚starkem Triebleben‘, ‚hemmungslosem Leben‘, ‚Schonzeit‘(!) oder ‚natürlicher Auslese‘ die Rede“^[9] – Jenische werden als außerhalb der Norm stehend, als „asozial“ und letztlich als Problem für das Funktionieren der Gesellschaft dargestellt.

Die Berichterstattung der Zeitungen arbeitet an der Konstruktion dieses Stereotyps und an der Diffamierung jenischer Familien – oftmals aufgrund nur marginaler Delikte – mit. Darin drückt sich jedoch nicht nur der Ruf nach „Recht und Ordnung“ aus, Jenische dienen auch als Projektionsflächen für eigene unterdrückte Triebe und Wünsche, womit ihr häufig beschwerliches und armes Dasein als „ursprünglich“ und „freiheitsliebend“ romantisch verklärt wird: „Im Kärnerleben ruht ein Stücklein übrig gebliebener mittelalterlicher Poesie! (...) Ein Freiheitsdrang, eine innere Auflehnung gegen alles, was der Knechtschaft nur im Entferntesten ähnlich sieht, bildet den Grund zu diesen ziel- und planlosen Wanderzügen. Der eigentliche Dörcher ist auf seinen Vagabundenstand stolz wie ein König!“^[10]

Vereinzelte wohlmeinende Darstellungen können nicht über den Um-

stand hinwegtäuschen, dass das Bild des Jenischen als „Problem“ vorherrscht. Und „[w]er Menschen als Problem betrachtet, ruft meist nach eliminatorischen ‚Lösungen‘. Das ist so von A bis Z, vom ‚Ausländerproblem‘ bis zum ‚Zigeunerproblem‘.“^[11] Diese Materialien nur zu sammeln und unkritisch zu reproduzieren, war für uns aus nachvollziehbaren Gründen kein gangbarer Weg. Aufgrund der mündlichen Tradition fehlen jenische Schriftstücke, mit denen man die Quellen kontrastieren oder kontextualisieren könnte.

Etwas anderes erzählen ...

Für Dagmar Brunow handelt es sich bei Erinnerung um einen „dynamische[n] Prozess (...), der einer ständigen Rekontextualisierung und Neubewertung von Informationen unterliegt und der Vermittlung bedarf. Archivieren ist somit nicht gleichzusetzen mit Erinnerung, Aufbewahrung allein erzeugt noch kein kulturelles Gedächtnis.“^[12] Kunst und Kultur ermöglichen hier Formen der Welterkenntnis und Vermittlung, die über die Möglichkeit der Wissenschaft hinausgehen und das Alltagsleben transzendieren.

So erlaubt uns Toni S. Pescosta, persönlich an einer Gerichtsverhandlung über das Schicksal des jenischen Jakob V. teilzuhaben und das gesellschaftliche Klima dieser Zeit nachzuempfinden:

„Auf dem Richterpult liegt ein Akt, auf dem die Vorstrafen des Jakob V. vermerkt sind. In Summe sind es 24, davon die meisten wegen Bettel und wegen Verstoß gegen die Gewerbeordnung, einige auch wegen öffentlicher Gewalttätigkeit. Was soll’s. In Anbetracht des Alters von Jakob V.,

52 Jahre, sind es gar nicht so viele. Nicht einmal eine Abstrafung alle zwei Jahre. Und der Richter und die anwesenden Zuschauer zeigen sich auch nicht sonderlich überrascht. Als Kärner hätte man von ihm auch nichts anderes erwartet. Vorstrafen und Kärner gehören gewissermaßen zusammen. Das weiß man.“^[13]

Einen künstlerischen Zugang hat auch das Jenische Archiv mit einem ersten großen Projekt gewählt. In dem digitalen Graphic Novel von „re:framing jensch“^[14] stellen die Autorin Simone Schönnett und die Illustratorin Isabel Peterhans Szenen aus verschiedenen Epochen jenischen Lebens dar, die mit historischen Archivalien und biografischen Interviews aus einem Oral-History-Projekt verbunden werden, um den ‚objektiven‘ historischen Fakten die Nahperspektive subjektiver Erfahrung gegenüberzustellen und die Geschichtsschreibung *über* Jenische kritisch zu befragen.

Als Forschender, Schriftsteller und entschlossener Aktivist für die Sache der Jenischen hat Romed Mungenast bis zu seinem frühen Tod im Jahr 2006 wichtige Grundsteine für das Schließen der Leerstelle im kollektiven Wissen über Jenische gelegt und sich somit vehement gegen das erzwungene Verschwinden gestellt. Bis heute lassen sich eine Reihe kritischer und selbstermächtigender Projekte und Initiativen direkt oder indirekt auf sein Schaffen zurückführen. Durch die Rekontextualisierung bestehender Archivalien, künstlerische Interventionen und Vermittlungsarbeit trägt das Jenische Archiv dazu bei, den Erzählungen der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Obrigkeiten kritisch zu begegnen und hegemoniale Narrative über Jenische zurechtzurücken.

Bernhard Schneider hat Politikwissenschaft und Philosophie studiert und ist u. a. als Radiomacher, Moderator und Schreibender in unterschiedlichen politischen und kulturellen Kontexten tätig. Derzeit arbeitet er mit der Initiative Minderheiten am Aufbau des Jenischen Archivs.

Michael Haupt, Studium der Erziehungswissenschaften in Innsbruck, ist Geschäftsführer des Innsbrucker Büros der Initiative Minderheiten, Trägerorganisation des Jenischen Archivs.

^[8] Elisabeth Grosinger: Pseudowissenschaftliche Forschungen über Jenische während und nach der NS-Zeit. In: Gaismair-Jahrbuch 2006. Innsbruck o. J., 102-12, S. 102.

^[9] Roman Spiss: Wissenschaft und Jenische in Tirol. In: Romedius Mungenast (Hg.): Jenische Reminiszenzen. Geschichte(n), Gedichte. Landeck/Tirol 2003, S. 8.

^[10] Österreichische Alpenpost. Illustrierte Zeitung aus den Ostalpen, 25.06.1903, S. 280f.

^[11] Thomas Huonker: Jenische in der Schweiz. Endlich respektiert, statt ausgerottet. In: Jenische Reminiszenzen. S. 17.

^[12] Andrea Neidhöfer / Margret Schild: Wie archiviert man immaterielles Kulturgut? Bericht über die internationale Tagung ‚Archiving the Unarchivable – das Unarchivierbare archivieren‘ in Kassel, 22.-24. November 2018. In: AKMB – news 1/2019, S. 58-65, hier S. 58.

^[13] Toni S. Pescosta: Momentaufnahme 1937. In: Romedius Mungenast (Hg.): Jenische Reminiszenzen. S. 66. Für andere Beispiele der literarischen Auseinandersetzung siehe auch die Buchempfehlungen auf S. 31-32.

^[14] Das Ergebnis wird Ende 2022 auf der Website des Jenischen Archivs unter www.jenisches-archiv.at veröffentlicht.

Jenisch

Eine Sprache auf der Suche nach Anerkennung

Jenisch wurde und wird nach wie vor häufig als Soziolekt, als Sprachvariante oder Sondersprache gesehen. Dabei gibt es in der Sprachwissenschaft keine eindeutige Definition, ab wann eine Sprache als eigenständig zu sehen ist. Anhand verschiedener Parameter wird versucht, die Frage nach Eigenständigkeit zu beantworten. Für das Jenische fällt die Antwort eindeutig aus: **Jenisch ist eine eigenständige Sprache.**

Jenische führten meist ein semi-nomadisches Leben,^[1] um ihre Waren und Dienstleistungen anzubieten und damit den Lebensunterhalt für die Familie zu sichern. Voraussetzung für das Gelingen dieser Lebensweise war oft sprachliche Gewandtheit, Flexibilität und Vielfalt. Dies schlägt sich in der jenischen Sprache nieder, die sehr reich an Entlehnungen aus verschiedenen Sprachen ist.

Warum aber wird dem Jenischen der Status einer eigenständigen Sprache oft abgesprochen?

Vorausgeschickt sei, dass in der Sprachwissenschaft die Definition für Einzelsprachen oft umstritten und alles andere als eindeutig ist. Wann eine Sprache als Einzelsprache gilt, hat einerseits sprachsystematische, andererseits sprachpolitische Gründe. Da Sprachen sich untereinander auf vielfältige Art und Weise unterscheiden, ist die Definition einer Einzelsprache und die Abgrenzung zwischen verschiedenen Sprachen und Sprachvarianten nicht leicht zu fassen.

Ein Kriterium für die Definition einer Einzelsprache ist die **Verständlichkeit**. Wenn SprecherInnen von Sprachvarianten sich gegenseitig nicht verstehen können, muss von zwei verschiedenen Sprachen ausgegangen werden. Dies gilt vermeintlich auch für so manchen Dialekt. Viele deutschsprachige Menschen können extreme deutsche Dialekte nicht verstehen. Dialekte und Mundarten sind regionale Ausprägungen einer Standardsprache, bei der sich nahe gelegene Regionen besser verstehen als weit auseinander liegende.

Es gibt also keine scharfe Grenze der Verständlichkeit. Anders hingegen ist das beim Jenischen, denn diese Sprache bleibt für all jene unverständlich, die diese Sprache nie gelernt haben. Innerhalb der jenischen Sprache gibt es regionale und familiäre Unterschiede, also gewissermaßen verschiedene jenische Dialekte.

Nationalität ist ein entscheidender Faktor. Die Sprache eines Landes, die durch Landesgrenzen von der Sprache des Nachbarstaates

getrennt ist, wird geradezu selbstverständlich als Einzelsprache gesehen. Dies gilt auch, wenn die entsprechende Sprache in einem anderen Staat als Minderheitensprache vertreten ist. Da es keinen jenischen Staat gibt, kommt diese Selbstverständlichkeit bei der jenischen Sprache nicht zum Tragen.

Auch **schriftliche Dokumente** stärken Sprachen. Je mehr Dokumente, Bücher und Briefe in einer Sprache geschrieben sind, desto weniger wird ihr Status als Einzelsprache hinterfragt. Mündlich tradierte Sprachen wie das Jenische verfügen nicht oder kaum über historische Schriftstücke. Alle Zeugnisse sind mündlich, werden in erzählten Geschichten am Leben erhalten und sind somit für Außenstehende nicht sichtbar, somit scheinen diese Sprachen keine historischen Beweise zu besitzen. *Nicht sichtbar* darf aber nicht mit *nicht vorhanden* gleichgesetzt werden. In den letzten fünfzig Jahren ist in Europa viel Literatur zu Sprache, Kultur, Geschichte und der gesellschaftspolitischen Situation der Jenischen erschienen, aber auch Romane, Theaterstücke, Lyrik und Kinderbücher wurden geschrieben, manches in der

^[1] In manchen Regionen und Familien ist das bis heute der Fall, aber der Großteil der Jenischen hat die fahrende Lebensweise aufgegeben.

jeweiligen Landessprache, manches in Jenisch. Diese Entwicklung trägt viel zum Erhalt, zur Stärkung und zur Wahrnehmung dieser Sprache bei.

So wie die jenische Kultur allgemein, wurde auch die Sprache durch **Diskriminierung** bzw. Kriminalisierung und Verfolgung ins Verborgene gedrängt. Jenisch zu sprechen brachte vor allem Nachteile, zu gewissen Zeiten auch lebensbedrohende Gefahren, mit sich. Der Rückzug des Jenischen ins Private hat dazu geführt, dass die Mehrheitsgesellschaft wenig davon hört und wenig dazu weiß, weshalb die Sprache oft leicht übersehen wird. Auch deshalb ist der Status als Einzelsprache immens wichtig.

Ein entscheidender Faktor bei der Einstufung als Einzelsprache wird häufig missachtet: die **Selbsteinschätzung**. Für Jenische ist es keine Frage, welchen Status ihre Sprache hat. Da sie miteinander jenisch sprechen, ist Jenisch eine Sprache. Jenische können sich in vielen europäischen Regionen in jenischer Sprache unterhalten – somit ist Jenisch eine europäische Sprache, die den Kontinent sprachlich weiträumig verbindet.

Jenisch ist eine Sprache, die aus historischen Gründen primär im privaten Bereich verwendet wird, sie ist **Familiensprache** und Alltagssprache mit einer weitestgehend unbekanntem, aber vermutlich hohen Anzahl an SprecherInnen. Der Europäische Jenische Rat geht von 500.000 Jenischsprechenden in Europa aus. Obwohl es innerhalb der Sprache sehr viele regionale und auch gruppenspezifisch bzw.

familiär bedingte Unterschiede gibt, ist es für Jenische möglich, sich in weiten Teilen Europas in ihrer transnationalen Sprache zu unterhalten. Somit ist eindeutig, dass sehr viele verbindende Elemente erhalten geblieben sind.

Statt des wiederholten Zitierens der Ansicht, Jenisch sei nur eine Sprachvariante oder eine Sondersprache des Deutschen oder einer anderen Sprache,^[2] braucht es dringend einen neuen Standpunkt, denn diese Einordnung des Jenischen wird den entscheidenden Fakten nicht gerecht. Jenisch ist eine Einzelsprache.

Zuletzt ist ein Blick auf das Verhältnis zwischen **Jenisch** und **Rotwelsch** wichtig. Rotwelsch wird gemeinhin mit dem negativ konnotierten Begriff „Gauersprache“ übersetzt. Rotwelsch ist eine Fremdbezeichnung für eine Sprache, in der sich vieles spiegelt, was mit nicht-dauersesshafter und nicht-grundbesitzender Lebensweise zu tun hat. Der Begriff taucht schon sehr früh auf, nämlich im 13. Jahrhundert in schriftlichen Dokumenten.^[3] Häufig waren es polizeiliche Interessen, die die Erforschung bzw. Übersetzung des Rotwelschen vorantrieben. Jenisch hingegen ist eine Eigenbezeichnung und erst seit Beginn des 18. Jahrhunderts in schriftlichen Quellen zu finden. Beide Sprachformen sind miteinander verwoben und möglicherweise könnten sie als ein und dieselbe Sprache betrachtet werden. Das unterstreicht die Notwendigkeit der Verwendung einer möglichst neutralen Bezeichnung, die sich von Diskriminierung distanzieren und vordergründig von den SprecherInnen dieser Sprache definiert wird. Hierfür würde sich die Bezeichnung „Jenisch“ wohl anbieten.

Ein Buch aus dem Jahr 1974 mit dem Titel „Kundenschall – das Gekasper der Kirschenpflücker im Winter“^[4] eröffnet einen schönen Blick auf eine Sprache, die sich in verschiedenen Ausprägungen eines Lebens jenseits der gewöhnlichen Sesshaftigkeit, eben auf der Walz, entwickelt hat. Mit viel Witz, Kreativität und Charme wird hier ein Kosmos der rotwelschen Sprache gezeichnet. Einzig der Begriff „Rotwelsch“ müsste durch den Begriff „Jenisch“ ersetzt werden.

„Das Selbstbewusstsein der Kunden drückt sich in ihren Selbstbezeichnungen aus: Jenisch [...], Kochemer [...], Kunden (zu deutsch kundig). [...]

Andere, ironische Selbstbezeichnungen der Fahrenden, wohl eher im unbelauschten, unverschlüsselten Gespräch miteinander (vor allem Berliner Rotwelsch): Wolkenschieber, Luftschiffbremser, Kirchturmspitzenvergolder, Himmelsfechter, Schneeschipper im Sommer, Kirschenpflücker im Winter, Zitronenschleifer, Ziegel- und Landstreicher, Chausseegrabentapezierer. [...]

Es [Rotwelsch – Anm. der Verf.] ist eher als exklusive Zweitsprache zu verstehen, an der die Fahrenden jahrhundertlang arbeiteten, deren Wortschatz sie ständig bereicherten. Als Material dienten ihnen Wörter der deutschen Hochsprache, deren Bedeutung sie veränderten oder die sie auf vielfältige Weise umbildeten, untergehende oder untergegangene Wörter, Dialektausdrücke und Wörter aus Fremdsprachen, vor allem natürlich aus den Sprachen der fahrenden Völker.“^[5]

^[2] In Deutschland wird Jenisch eher als eine Sondersprache des Romanés gesehen. Dieser Unterschied zu Österreich zeigt, dass die Beurteilung, ob eine Sprache Einzelsprache oder Sprachvariante ist, durchaus einer gewissen Beliebigkeit unterliegt.

^[3] Siegmund Wolf bemerkt in seinem Wörterbuch des Rotwelschen (Mannheim 1956) auf Seite 12 dazu: „Die Quellen spiegeln weniger die Entwicklung des Rotwelschen als vielmehr die der Beschäftigung mit dem Rotwelschen.“

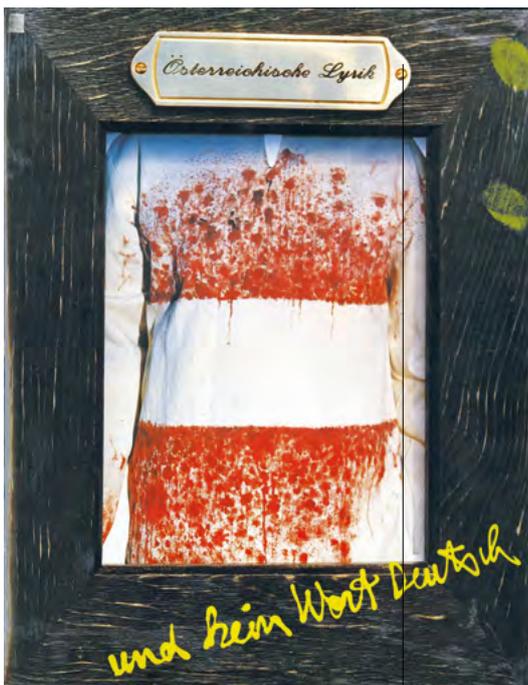
^[4] Günter Puchner: Kundenschall – das Gekasper der Kirschenpflücker im Winter, München 1974.

^[5] Ebd., S. 12f.

Heidi Schleich ist Sprachwissenschaftlerin, Autorin und Aktivistin im Kampf um die Anerkennung der Jenischen in Österreich und Europa.

Ich hatte etwas Kostbares in die Hand gelegt bekommen

Gerald Kurdoğlu Nitsche und
die Anthologie „Österreichische Lyrik
und kein Wort Deutsch“



Buchcover mit einer Arbeit von Gerald Nitsche „...tu felix Austria nube? Oder: Ich verstehe nicht, was die Österreicher gegen Hermann Nitsch haben können“, 1986.

Gerald Kurdoğlu Nitsche hat 1990 mit der Anthologie „Österreichische Lyrik und kein Wort Deutsch“ einen wegweisenden Grundstein für die Wahrnehmung der Literatur österreichischer Minoritäten gelegt. Mit seinem Gespür für kulturelle Übergangsräume und soziale Randzonen, für Lebensformen außerhalb hierarchischer Ordnungen war Nitsche im Tiroler Oberland schon in den achtziger Jahren auf das Jenische, auf die Sprache und Kultur jener Familien gekommen, die noch bis in die neunziger Jahre „Kärner“, „Dörcher“ oder „Laninger“ genannt wurden. Dieses Interesse an den Jenischen war verbunden mit der Freundschaft zu Romed Mungenast, die ihm eine Welt eröffnete. Unterstützt vom Landecker Lehrer und Antifaschisten Eppo Steinacker, aber auch von vielen anderen wie Armin Eidherr, Gerhard Baumgartner, Martin Zsivkovits, Ana Schoretits und Janko Messner, knüpfte Nitsche Kontakte in ganz Österreich und erstellte dieses vielsprachige Panorama damals kaum beachteter Texte und Autor:innen der Roma, der Südtiroler Ladinier, der Jiddischen, der Burgenländischen Kroaten, der Kärntner Slowenen, der Tschechen und nicht zuletzt der Jenischen. Begleitet von erläuternden Beiträgen zur Geschichte und einer CD mit Vertonungen ausgewählter Gedichte in 29 Miniaturen des Tiroler Komponisten Günther Zechberger (realisiert vom „Tiroler Ensemble für Neue Musik“), ist das großformatige Buch eine bibliophile Kostbarkeit.^[1]

„Es lebe die Buntheit der österreichischen Sprachenlandschaft, und sie bleibt lebendig, wenn wir unser Österreich nicht auf Deutschtum reduzieren lassen“, schreibt Nitsche im Vorwort und formuliert ein gesellschaftspolitisches Statement für ein minderheitenfreundliches Klima, indem er sich gegenüber der gedenkjahresmäßigen Vergangenheitsbewältigung „1938–1988“ kritisch positioniert. Denn die kleinen Volksgruppen wurden im neu erstandenen Österreich nach 1955 weiterhin an den sozialen Rand gedrängt. Angehörige von Minderheiten – die Nitsche von Ceija Stojka inspiriert zumeist „Wenigerheiten“ nannte –

mussten lange gesellschaftspolitisch und persönlich diskriminierende Situationen ertragen. Von einer Anerkennung der Sprache und der Vertretung als Volksgruppen war erst Anfang der 1990er Jahre die Rede.

Nitsches Lyrik-Anthologie, ein Mosaikstein der Bemühungen in diese Richtung, zeitigte jedenfalls Wirkung, wurde von Karl-Markus Gauß in der Tageszeitung *Die Presse* gelobt^[2] und u. a. auf der Frankfurter Buchmesse präsentiert. Dass die Initiative Minderheiten 1991 unter dem Ehrenschild von Heinz Fischer, damals Nationalratspräsident, eine Buchpräsentation im Empfangsalon des Parlamentsgebäudes organisierte, war eine richtungsweisende kulturpolitische Geste.

Durch die zunehmende Selbstorganisation der Rom:nja ab 1989 sowie die Mitarbeit und Unterstützung von Nicht-Rom:nja, den Gadje, gelang 1993 die Anerkennung der Rom:nja im Sinn des Volksgruppengesetzes, für die Jenischen ist dies bis heute nicht der Fall. Seit 2021 setzt sich der in Innsbruck gegründete Verein „Jenische in Österreich“^[3] zum Ziel, die Anerkennung als Volksgruppe durchzusetzen. Heidi Schleich, Mitgründerin des Vereins

^[1] Vgl. zur Entstehung der Anthologie: „Kurdoğlu und kein Wort Deutsch! In: N. Mitterer, W. Wintersteiner (Hg.): Und (k)ein Wort Deutsch ... Literatur der Minderheiten und MigrantInnen in Österreich. Innsbruck 2009, 122-129.

^[2] „Und kein Wort Deutsch“. Eine Lyrik-Anthologie aus Österreich. In: *Die Presse*, (Spectrum), 20.-21.9.1991, o. p.

^[3] www.jenische-oesterreich.at.

^[4] Heidi Schleich: *Das Jenische in Tirol*. Landeck 2018.

^[5] Romedius Mungenast (Hg.): *Jenische Reminiszenzen. Geschichte(n), Gedichte*. Landeck/Tirol 2003, S. 8.

^[6] Felix Mitterer: *das kuckucksei im adlernest ist beute* (Klappentext). In: Peter Vonstadl: *Sein in Babylon*. Lyrik. Innsbruck 1993.

^[7] Horst Schreiber: „Aus zwei Leben wird ein Leben sozusagen“. Die jenische Dichterin Sieglinde Schauer-Glatz. In: *Gaismair-Jahrbuch 2015*. Innsbruck 2014, S. 182-192.

^[8] Corina Carduff: Die verlorene Herkunft in den Texten von Jenischen. In: C. Carduff (Hg.): *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*. Zürich 1997, S. 188.

^[9] Simone Schönnett: *Jenische Literatur*. Ein Zugang. In: *Gaismair-Jahrbuch 2021*. Innsbruck 2020, S. 106.

^[10] <https://www.jenisches-archiv.at>. Die Sammlung Romedius Mungenast befindet sich im Brenner-Archiv. www.uibk.ac.at/brenner-archiv

^[11] Gerald Kurdoğlu Nitsche / Bruno Gitterle (Hg.): *Neue österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch*. Innsbruck 2008.

^[12] Ebenda, Anmerkung des Herausgebers, S. 12.

Dass jenische Autor:innen gegenwärtig zu den wichtigen Stimmen zeitgenössischer Literatur zählen, ist auch dem Bemühen vieler zu verdanken, die Räume der Sichtbarkeit und Resonanz für vielsprachige Kultur und Geschichte ethnischer Minoritäten schaffen und geschaffen haben.

und Autorin des Standardwerkes „Das Jenische in Tirol“,^[4] betont, dass die offizielle Anerkennung der jenischen Volksgruppe vor allem mit der Restitution von Respekt und Würde zu tun habe; das Schreiben, verbunden mit Publizieren und Wahrgenommenwerden, ist ein Akt der Selbstvergewisserung, mehr noch: der Selbstermächtigung. So auch Romed Mungenasts Texte – sie sind ein Archiv der Sprache und des Lebens als Jenischer, das gleichsam im Aufschreiben einer verlorenen Kultur auch die subjektive Erinnerung daran mitschreibt. Die Gesellschaftskritik in seinen Gedichten zeigt nicht nur die Not jenischer Herkunft, sie deckt auch die herrschenden Muster der Mehrheitskultur auf.

Romed Mungenast wurde durch sein öffentliches Auftreten eine zentrale Vermittlerfigur und ein unermüdlicher Netzwerker der jenischen Kultur in Österreich, Deutschland und der Schweiz. 2001 stellte er (unter Mitarbeit von Gerald Kurdoğlu Nitsche) das Lesebuch „Jenische Reminiszenzen“^[5] zusammen, das sowohl die Geschichte als auch die überregionale Bandbreite jenischer Autor:innen vermittelt. Darin finden sich auch Gedichte von Peter Vonstadl, über den Felix Mitterer sagte: „Der Schreiber ist ganz Einheimischer und ganz Fremder zugleich, und er trägt die Leiden der Vorfahren mit sich herum [...]“^[6] Sieglinde Schauer-Glatz ist mit ihrem Gedicht „Jenisch“ vertreten, in dem sie

sich, nicht zuletzt von Mungenast ermutigt, selbstbewusst ihrer „jenischen Wurzeln“^[7] besinnt. Auf sie hat Beate Eder-Jordan, ausgewiesene Expertin für Sprache und Kultur der Jenischen und der Roma, nachdrücklich aufmerksam gemacht. Für ihre Texte mag gelten, was Corina Carduff über Mariella Mehr gesagt hat: Die Herkunft „widersetzt sich als Zerstörtes einer imaginären Darstellung und ermöglicht stattdessen die Kritik der Zerstörung selbst“.^[8] Und es ist Simone Schönnett beizupflichten, wenn sie auf das Desiderat einer selbständigen Publikation der Texte von Sieglinde Schauer-Glatz hinweist.^[9] Und dies wird möglich sein. Denn seit Gerald Kurdoğlu Nitsches Anthologie von 1990 hat sich vieles verändert. Nitsche und Mungenast wurden von Beate Eder-Jordan mehrmals in ihre Lehrveranstaltungen an der Universität Innsbruck einbezogen und beförderten so die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Texten und Kontexten. Kulturvermittler:innen, Historiker:innen und Literaturwissenschaftler:innen haben über Jahre in Ausstellungen, Büchern, Tagungen und Veranstaltungen das Ihre dazu beigetragen. Archive zur jenischen Kultur als Orte des Erinnerns und Forschens sind in Entstehung.^[10]

2008 hat Nitsche, „Österreichische Lyrik und kein Wort Deutsch“ neu und stark erweitert aufgelegt.^[11] Der Fokus auf das Thema Migration und zahlreiche Texte (und Sprachen) von Autor:innen mit Migrationshintergrund verleiht dem Band eine aktuelle Note. Politische Intention bleibt für den Herausgeber verbindlich, indem auf das „Geschenk des Kulturtransfers“ hingewiesen wird.^[12] Von Integration, Heimatlosigkeit, Ausgrenzung, vom Zusammenleben der Sprachen und Kulturen ist auch in den Vorworten von Heinz Fischer und Teresija Stoisits die Rede. Große Themen, die an Aktualität kaum zu über treffen sind.

Der Titel bezieht sich auf ein Zitat von Gerald Kurdoğlu Nitsche aus seinem Artikel „Österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch. Überlegungen nach einer Anthologie“, erschienen in: *Informationen zur Deutschdidaktik* 3/96.

Christine Riccabona ist Mitarbeiterin am Forschungsinstitut Brenner-Archiv der Universität Innsbruck.

„Ich hab’ es einfach getan“

Sieglinde Schauer-Glatz, jenische Autorin und Aktivistin, im Gespräch mit Alena Klinger, Initiative Minderheiten Tirol.

Sieglinde, als ehemaliges Vorstandsmitglied der **Initiative Minderheiten** warst du unter anderem Impulsgeberin und Wegbereiterin für die Auseinandersetzung mit dem Jenischen und auch maßgeblich an der Konzeption der Jenischen

Kulturtage in Tirol beteiligt. Was war dein Antrieb, was wolltest du bewirken?

Ich bin über Beate Eder-Jordan zur Initiative Minderheiten gekommen. Ich war ja immer sehr offen für Minderheiten. Dadurch dass ich auch Betrof-

fene bin, aus einer Minderheit komme und mein Sohn Martin schwer behindert ist, habe ich überall die Finger im Spiel gehabt. Und viel gekämpft, damit er in eine normale Schule kommt, damit er das eine oder andere erleben darf – weil das war ja Ausgrenzung pur vor 35 Jahren.

In dem Kontext bist du auch als Initiatorin der integrativen Volks- und Hauptschule für behinderte und nichtbehinderte Kinder in Innsbruck 2010 mit der Verdienstmedaille des Landes Tirol geehrt worden.

Ja, sowas hat es ja noch gar nicht gegeben. Ich habe das für Martin getan, für mich habe ich da weniger nachgedacht. Und als ich Romed Mungenast kennengelernt habe und mir bewusst wurde, dass ich eine Jenische bin, habe ich mich auch mit diesem Thema auseinandergesetzt. Ich habe die Wichtigkeit gar nicht so gesehen, ich habe es einfach getan. Heute weiß ich schon, dass es wichtig war.

In den letzten Jahren ist viel passiert. Heuer steht bereits der 6. Jenische Kulturtag an. Es gibt einen Verein zur Anerkennung der Jenischen in Österreich und Europa. Und die Anerkennung der Jenischen als Volksgruppe in Österreich soll geprüft werden. Du hast durch dein Engagement viel ins Rollen gebracht. Wie erlebst du diese Entwicklungen?

Es dauert, aber es wächst. Heidi Schleich ist da ganz schön dran, Gott sei Dank. Und der junge Marco Buckovez, ich denke, der bringt auch was weiter. Und Simone Schönnett ist ja auch immer dran in Kärnten. So tut halt jeder das Seine. Es hängt nicht mehr an mir. Wir sind die Alten, Mariella Mehr und ich.^[1] Da bin ich froh, dass es Junge gibt, wo es ein bisschen weitergeht. Man muss nur aufpassen, dass es nicht aufhört, zu wachsen. Weil es möglich sein kann, dass irgendwann mal niemand mehr ist.

Sollte die Anerkennung der Jenischen durchgehen ...

Ja, hoffentlich!

Was versprichst du dir davon?

Dass es für die Öffentlichkeit eine Realität ist. Manche Leute brauchen von oben her den Sanctus, eine offizielle Bestätigung. Das wäre für die Jenischen eine Errungenschaft und für die anderen auch.

Was würdest du dir wünschen für die nächsten Jahre oder Jahrzehnte in der Sache der Jenischen?

Dass sie anerkannt werden und dass es weitergeht, dass immer mehr dazu stehen. Es ist ein großes Handicap, dass die Jenischen selbst nicht gerne dazu stehen. Aber ich kann es schon verstehen, du machst es dir ja dadurch nicht leichter, dass du sagst, ich bin eine Jenische.

Ich selbst habe mir nie was draus gemacht, ob's den anderen passt oder nicht, obwohl ich auch nicht so selbstsicher bin – es wundert mich heute noch, warum ich so war. So unerbittlich, nicht nach rechts und nach links geschaut, sondern: Das mach ich jetzt! Heute im Alter kann ich sagen, das war ein guter Weg, das habe ich vom tiefsten Herzen richtig gemacht.

Doch ich darf niemandem was vorwerfen, ich habe 40 Jahre nicht mal gewusst, wer ich bin. Aber wenn alle sagen würden, dass sie jenisch sind, dann kriegt das eine andere Kraft. Das wäre schon schön, das würde ich mir wünschen.

Sieglinde Schauer-Glatz wurde 1948 in Haiming in Tirol, Österreich, als Kind jenuischer Eltern geboren und kam im Auftrag der Fürsorge mit zwei Monaten zu Pflegeeltern. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie auf einem Bauernhof im Ötztal, harte Arbeit kennzeichnete den Alltag. Mit über 40 Jahren begann sie, nach einer Begegnung mit den jenuischen Autor:innen Mariella Mehr und Romedius Mungenast, sich mit ihrer jenuischen Herkunft auseinanderzusetzen. Aber auch in ihrer Lyrik, in ihren Märchen, Mundartgedichten und Theaterstücken wie „Fremd in der eigenen Heimat“ spielen Themen wie Ausgrenzung und Diskriminierung eine tragende Rolle und eine tiefe Solidarität mit verfolgten Minderheiten und benachteiligten Menschen kommt darin zum Ausdruck.

*novus tibern
novus fraggl
und verstockern
der jenuische schummelt sich
er ist geschmäleret
schuntig a lingger schuri
a gschutzlbacher
das jenuische pegert
und ander schein
sein die jenuischen rangerlen-gadsche*

• • •

*nichts reden
nichts fragen
und verstecken
der jenuische schämt sich
er ist herabgesetzt
ist schmutzig ein feind
ein verrückter
das jenuische stirbt
und morgen
sind die jenuischen kinder keine
jenuischen mehr*

In: Fahrend? Um die Ötztaler Alpen. Aspekte jenuischer Geschichte in Tirol. Michael Haupt und Edith Hessenberger (Hg.). Innsbruck: Studienverlag 2021.

^[1] Das Interview wurde kurz vor dem Ableben Mariella Mehrs geführt.



nur der
sperber
blickt vom
himmel*

Lyrik von jesischen Autor:innen

* Peter Vonstadl

Knapp vor Redaktionsschluss hat uns die traurige Nachricht erreicht, dass **Mariella Mehr** und **Peter Vonstadl** verstorben sind. Mehr galt als eine der wichtigsten literarischen und aktivistischen Stimmen der Schweiz und war u. a. Mitbegründerin der Radgenossenschaft der Landstraße, der

Dachorganisation der Jenischen und Sinti in der Schweiz. Vonstadl hinterlässt zwar ein sehr schmales publiziertes Werk, gilt aber trotzdem als eine aufregende lyrische Stimme. Seine Arbeit zumindest posthum zu würdigen, wäre ein Gebot der Stunde.

Literarisches Schreiben ist nicht nur eine der wirkmächtigsten Strategien zur Formulierung minderheitenpolitischer Forderungen, es ist vor allem auch in der Lage, minoritäre Wirklichkeiten sichtbar zu machen und Geschichten zu erzählen, die schräg, quer oder fremd zur Darstellung gesellschaftlicher Mehrheiten stehen. Jenische Lyrik, nicht zuletzt auch eine Form der Selbstermächtigung, weist eine beträchtliche Bandbreite auf und ist überregional wie der Lebensraum der Jenischen selbst.

Eine Sprache für das Unsagbare. Mariella Mehr (1947–2022)

„Ich taue nicht fürs moderate Schreiben“, verkündete Mariella Mehr 1999 in einer Rede mit dem denkwürdigen Titel „Vom Mythos der Schweiz als Insel“. Wie wahr! Als Autorin und Journalistin prangerte sie an, griff in die Tasten, wo immer sie Missstände sah, ergriff Partei für die Randständigen, Wortlosen, Süchtigen; für alle, denen niemand zuhörte. Und sie fand eine Sprache für das Unsagbare. Da war zuerst ihr eigenes Schicksal: Als Jenische 1947 in Zürich geboren, war sie betroffen von dem Pro-Juventute-Projekt „Kinder der Landstrasse“ und wuchs in Pflegefamilien und Heimen auf. Doch anders als viele, die für immer verstummen, gelang es ihr, eine literarische Sprache zu finden für die erlittene Gewalt. Sie begriff, dass Sprache eine ganz eigene Macht entfalten kann. Immer wieder griff sie zur Steinschleuder und schleuderte ihre Worte und Botschaften ins Publikum. Sie war kämpferisch,

zornig, unerschrocken, streitbar, aber auch voller Humor, zart, fein. Was mir bleiben wird, ist ihr Lachen: tief und rollend, ein Naturereignis. Neben Romanen, Reportagen, Reden schrieb sie schon sehr früh Gedichte, und Lyrik begleitete sie durch das ganze Leben. Sie bot ihr Zuflucht und einen Schutzraum. Es gelang ihr, in den Gedichten dem Schweigen, der Stille und auch der Zärtlichkeit eine Stimme zu geben. Eine neue Sprache zu finden, war ihr eine existenzielle Dringlichkeit. Mit großer Sprachlust (er) fand sie neue Wörter, füllte die Leere aus, weichte Versteinerungen in der Sprache auf. Im September 2022 ist Mariella Mehr in Zürich verstorben. Mit ihr ist eine der eindringlichsten Stimmen der Schweiz verstummt. Doch ihre Gedichte hallen nach.

Christa Baumberger, Literaturwissenschaftlerin.

*Es wuchs das wort
Mir im mund
Zur steinschleuder
In der hand*

*Nun versteinert
Was mich schweigen liess
An mir*

*Und schöner tönt leere
In die zeit
Endlich*

In: *Widerworte*. Hg. v. Christa Baumberger und Nina Debrunner. Zürich: Limmat Verlag 2017.



Romedius Mungenast

Ein jenisches Fest

*Ein Gläschen Wein
Die Musikanten herein,
ein Mädchen zum Tanzen
Geld haben wir dabei.
Burschen kommt herbei
Schöne Mädchen sind da,
diese Nacht wird getanzt
erst am Morgen hörn wir auf!*

*Kartoffeln werden gebraten
Guter Wein wird getrunken,
eine Gans wird geschlachtet –
das Feuer glüht gut.
Übern Bach schaun die Leute
Und lauschen der Musik
's wird langsam Tag
Bündelt das Bündel.*

*Das Feuer verglüht
Die Burschen betrunken;
Ich würde jetzt gut schlafen
Bei meinem Mädchen ...
Wenn ich könnte!*

Romedius Mungenast (1953–2006), jenischer Aktivist und Schriftsteller, schreibt über sich selbst in „Jenische Reminiszenzen“: „Von Inn und Erlen eingegrenzt und von der Dorfgemeinschaft ausgegrenzt, wuchs in mir der Verdacht, dass es etwas Böses sei, ein Karrnerkind zu sein. [...] So gilt meine Lyrik nicht nur den Jenischen, sondern allen Ausgegrenzten in unserer Gesellschaft.“

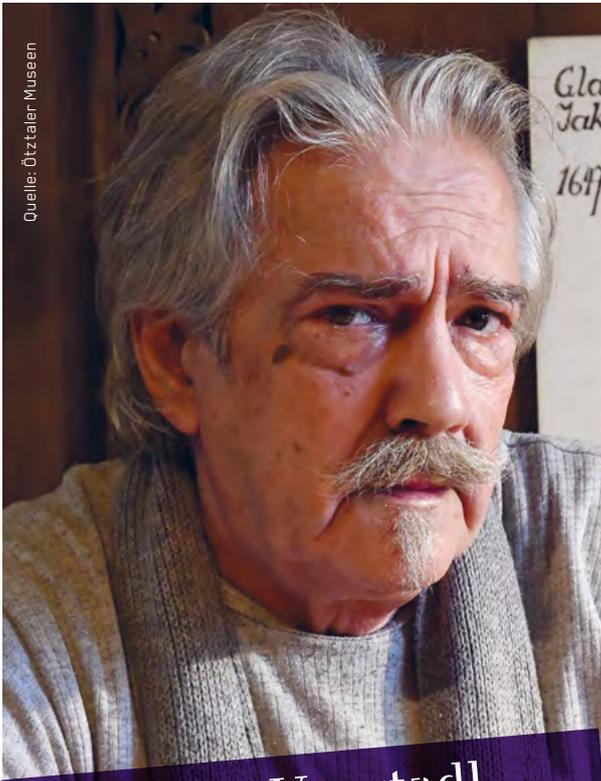
Ein jenisches Fest

*A Glänzerle Jochel
die Klinglen hidai
a Möschl zum Naggl
a Lowe dabei.
Hegelen stolft's hidai
Schuggere Möschln sein da,
die Negert wird gnaggl
beim Schein nasch mer a!*

*Schunteler werden gsichert
Gwanter Jochl wird blasn,
an Schuntkratzer abtupft –
s'Funk tuat gwant glosn.
Übers Floßl spannen d'Ulmen
Und linsnen der Klingl
Stolft schon der Schein
Bindets den Bingl.*

*S'Funk ist verglost
Die Hegelen blast;
I turmet iatz gwant
Bei mein Möschele ...
Wenn i kann*

In: *Jenische Reminiszenzen*. Hg. v. Romedius Mungenast. Landeck: EYE 2017.



Peter Vonstadl

Die Asche vom Himmel

*der hengstkäfer ist ertränkt
die stufenwürmer faulen
die gelben zähne
von morgen
erinnern an den tanz der gewalt
nur der sperber blickt vom himmel
und schreit
als hätt es –
ganz normal
geregnet*

01.07.1985

In: Sein in Babylon. Lyrik. Von Peter Vonstadl. Innsbruck: TAK 1993.

„Einiges sollte mir unsäglich bleiben“^[1] Peter Vonstadl (1951–2022)

Peter Vonstadl war ein wordedrehender, zutiefst sensibler Schreiber und Gesprächspartner. Er war einer, der gegen den Schmerz anschrieb und sich vielleicht deshalb nie ganz arrangierte, weil es um sein Innerstes ging, das was ihm unsäglich geblieben war. „Ja, da gab es einige, die mich mit der Zeit einen Dichter nannten, mir erlaubten in diesem kleinen wackeligen einsamen Segelbötchen, an der etablierten Tiroler Literaturszene entlangzuschippeln. Allerdings an den Gestaden der zu erwartenden Normen anlegen zu dürfen, war mir nicht ganz zu unrecht [...]

nur selten gestattet.“ Er war hochgelobt und wenig geladen. Oder wie Felix Mitterer im Klappentext zu seinem Gedichtband „Sein in Babylon“ schrieb: „... ganz Einheimischer und ganz Fremder zugleich, und er trägt die Leiden der Vorfahren mit sich herum, hat sie sich aufgebürdet. Er ist darüber fast krank geworden und ein Weiser zugleich. Er ist ein Dichter geworden und schreibt sich in unser Herz.“ Am 8. August 2022 erlag er unbeachtet von der Öffentlichkeit in einem Pflegeheim in Innsbruck einem Krebsleiden.

Michael Haupt



Simone Schönnett

Grawis

*Herles Pulwi hirles
Lengt da Mali
Lengt da Poli
Irlles Pulwi
Holcht mangerisch hiadei
Hekt
Zu Flossert
Zu Medine
Novous Matschi
Novous Maas*

In: Gaismair-Jahrbuch 2022. Dekokratie. Innsbruck: Studienverlag 2021.

Groß

*Dieses Herz hier
Schenkt dir seinen
Letzten Anzug
Und den Rock dazu
Das andere Herz
Stolziert gespenstisch daher
Zu Wasser und
Zu Lande
Bleibt es
Weder Fisch
Noch Fleisch*

Simone Schönnett, 1972 in Villach in eine jenseitige Familie geboren, studierte Romanistik, Pädagogik und Medienkommunikation. Seit 2001 arbeitet sie als freie Schriftstellerin.

^[1]Aus Peter Vonstadl: Gewesen in Babylon. Unveröffentlichtes Manuskript in den Beständen des Jenischen Archivs.

Jenische Sternschnuppen

Es gibt Sternschnuppenmomente. Wo etwas Besonderes passiert. Wo ein Wunsch in Erfüllung geht. Wir erleben derzeit solche Sternschnuppenmomente.

In verschiedenen europäischen Ländern stehen Jenische auf, zeigen sich und verlangen ihre Rechte. Sie, die sich immer geduckt, immer versteckt haben, durch Erfahrungen dazu getrieben. Heute entwickeln sie ihre europaweite Vernetzung, entwickeln sie Verbindungen von Freundschaft und Zusammenarbeit. Das war früher nicht der Fall, wo man in jedem Land mehr für sich gelebt hat; sogar wenn man über die Ländergrenzen miteinander verwandt war und gelegentlich jenseits der Grenze seinem Gewerbe nachging.

Dabei zeigt sich auch, wie vielfältig die jenische Kultur ist. In jedem Land sieht sie ein wenig anders aus. In Deutschland sehen wir ganze Dörfer und Stadtteile, wo Jenische leben. Im bayrischen Ichenhausen und in der Stadt Singen zum Beispiel. In der Schweiz gehen manche jenische Familien noch im Wohnwagen auf die Reise und ihrem Gewerbe nach. In Österreich zeigen sich jenische Aktivistinnen und Schriftstellerinnen, welche mit neuem Schwung, neuen Worten und Texten auf die übersehene Minderheit aufmerksam machen. In Luxemburg nähern sich jenische Familien ihrer gemeinsamen Geschichte über Familienforschungen an. In Lothringen gehören Jenische in Dörfern und Stadtteilen zur sesshaften Wohnbevölkerung und gehen als Gewerbetreibende dem Schrotthandel nach, anerkannt und selbstbewusst. Eine Angehörige dieser Lothringer Familien bekennt als Musikerin auf der Bühne in gerappten Liedern, eine stolze Jenische zu sein, und spricht damit auch für die jüngeren Generationen: Lora Yéniche.

Eine wunderbare Vielfalt. Die gleiche Vielfalt zeigt sich auch in der Sprache. An jedem Ort, in fast jeder Familie redet man jenisch und oft ein wenig anders. Es gibt Einflüsse der Landessprache, der Regionen, der Familien, anderer Volksgruppen, der jüdischen Händler, der Sinti. Das zeigt uns: Es gibt keine einzige richtige Wahrheit. Es gibt zum Glück keine jenische Kulturpolizei, die sagt, was richtig und was falsch ist. Und es gibt auch keine „rassenreinen“ Jenischen, denn wir wollen nichts mit Rassen zu tun haben. Die Jenischen sind ein Volk mit einer vielfältigen Geschichte, vielfältigen Mischungen, vielfältigen Gesichtern, immer kreativ, immer neue Möglichkeiten ausprobierend.

Der Europäische Jenische Rat, der 2019 gegründet wurde, gibt dieser Vielfalt einen Rahmen. In ihm haben sich Vertreterinnen und Vertreter aus Österreich, Deutschland, der Schweiz, Lothringen in Frankreich und Luxemburg zusammengefunden. Er ist keine Partei und keine bürokratische Organisation. Er kennt keine Mitgliederbeiträge und keine Befehle. Aber er bündelt die Kräfte. Mit einem einzigen Ziel: die Anerkennung der Jenischen voranzutreiben, europaweit und in jedem Land, wo Jenische sich für dieses Ziel zusammenschließen.

2016 wurden die Jenischen und Sinti unter ihrer Selbstbezeichnung in der Schweiz anerkannt. 2017 die Travellers in Irland. Der Europarat empfiehlt der deutschen Bundesregierung, die Jenischen anzuerkennen. In Österreich sieht das Regierungsprogramm vor, die Aner-

kennung zu prüfen. Erstes Ziel einer politisch-rechtlichen Anerkennung – sei es als Volksgruppe, als nationale Minderheit oder als ethnische Minderheit – ist für die Minderheiten immer Anerkennung der Würde, Begegnung auf Augenhöhe, und vielleicht moralische Wiedergutmachung, wenn denn „Wiedergutmachung“ für das, was den Jenischen angetan wurde, möglich ist. Für all die Verfolgungen, Herabwürdigungen, Nullifizierungen.

Der Europäische Jenische Rat ist unsere gemeinsame Stimme. Er hilft mit, einen europäischen Sternenteppich der Jenischen zu schaffen.

Wir wollen die Anerkennung der Jenischen europaweit und in jedem Land. Einige hielten es für unmöglich, dass die ehemals als Vaganten, als „Asoziale“ Verfolgten je die Anerkennung als Volksgruppe erreichen würden. Es ist möglich: Lasst uns ein wenig träumen. Nur aus Träumen kann weitsichtige Realpolitik entstehen. Statt der Sternschnuppen, die nur kurze Zeit dauern, sehen wir schon den Kometen, der einen langen Schweif hinter sich herzieht und Hunderte Jahre umläuft. —

Daniel Huber ist Präsident der Schweizer Dachorganisation Radgenossenschaft der Landstraße und Gründungsmitglied des Europäischen Jenischen Rates.

Willi Wottreng, freier Publizist, ist Geschäftsführer der Schweizer Dachorganisation Radgenossenschaft der Landstraße und Gründungsmitglied des Europäischen Jenischen Rates.

www.radgenossenschaft.ch

Ein Leben im Verborgenen

Rom*nija solidarisieren sich mit den Jenischen

Schon seit einigen Jahren fordern Jenische, als Volksgruppe anerkannt zu werden – ein bisher beschwerlicher Weg, den die Volksgruppe der Rom*nija seit 1993 hinter sich hat. Es gibt viele Parallelen in den Lebensrealitäten beider Gruppen. Ein kurzer Abriss der Gemeinsamkeiten und eine Solidaritätsbekundung.

Vieles eint Rom*nija und Jenische, vor allem Diskriminierung und Verfolgung. Gleichzeitig unterscheiden wir uns in vielen Aspekten, vor allem in einem: Rom*nija sind seit nahezu zwei Jahrzehnten als Volksgruppe in Österreich anerkannt, die Jenischen immer noch nicht. Und das, obwohl der Kampf darum seit Jahren andauert. Der Weg hin zur Ankerkennung scheint ähnlich steinig zu sein wie bei den Rom*nija.

Seit vielen Jahrhunderten leben Rom*nija und Jenische in Österreich. Sie sind Österreicher und Österreicherinnen. Und beide mussten Unausprechliches erleiden.

Oft wird erzählt, der Nationalsozialismus sei plötzlich, beinahe über Nacht, da gewesen. Heute wissen wir, dass sich diese menschenverachtende Ideologie lange vor der Machtergreifung Hitlers in den Köpfen vieler manifestiert hatte. Verfolgung und Ermordung richteten sich nicht nur gegen sogenannte Zigeuner, sondern auch gegen jene, die eine „ähnliche Lebensweise“ pflegten, gemeint waren damit Jenische.

Zwischen 80 und 90 Prozent der burgenländischen Rom*nija wurden im Nationalsozialismus ermordet. Einige Hunderte überlebten, wenige kehrten in ihre Heimatgemeinden, wo sie einst an die Nationalsozialisten verraten wurden, zurück. Für jene überlebenden Rückkehrer*innen begann ein langer Kampf. Zum einen, um als Holocaustopfer anerkannt zu werden, und zum anderen gegen die immer noch vorherrschende Diskriminierung. Viele erlebten die Zuerkennung einer Haftentschädigung oder Opferren-

te nicht mehr. Manche erhielten nicht einmal ihre persönlichen Dokumente oder die Staatsbürgerschaft zurück. Es war, als hätte eine neue Zeitrechnung begonnen, nach der die Überlebenden bei Null anfangen mussten. Aus Österreicher*innen wurden Fremde gemacht.

Noch Jahrzehnte nach dem Fall des Nationalsozialismus gehörten Rassismus, Diskriminierung und systematische Ausgrenzung für Rom*nija zur Tagesordnung. Auch für Jenische. Roma-Kinder wurden automatisch in Sonderschulen geschickt. Der Zugang zum Arbeitsmarkt wurde erschwert. Ende der 1980er Jahre kam es schließlich zum sogenannten Diskothekenverbot, was das Fass endgültig zum Überlaufen brachte: Eine Gruppe junger Oberwarter Rom*nija sagte: „Es reicht!“

1988 erschien der Erinnerungsband der Holocaust-Überlebenden Ceija Stojka: „Wir leben im Verborgenen“. Ein Titel, der symbolisch für die Lebensrealität der Rom*nija stand. 1989 wurde der erste Romaverein in Oberwart gegründet. Rom*nija aus Wien und dem Burgenland formierten sich und forderten die viel zu lang verwehrtete Gerechtigkeit ein. Das klar erklärte Ziel: Die Anerkennung als Volksgruppe in Österreich.

Vier Jahre später war es dann so weit: Nach hunderten Jahren der Verfolgung und Ausgrenzung, Diskriminierung und Ermordung, nach all dem unfassbaren Leid, gestand das offizielle Österreich Roma und Rom*nija – schon seit Generationen Teil der Kultur und der Gesellschaft – den rechtlichen Status der Volksgruppe zu.

Man glaubt es kaum. Und wissen Sie was? Heute wiederholt sich exakt dasselbe. Die Jenischen fordern ebenfalls seit Jahren, als Volksgruppe anerkannt zu werden. Wie einst die Rom*nija fordern sie, in ihrer Heimat wahr- und vor allem ernst genommen zu werden. Ein Bekenntnis und ein Versprechen, dass nun all das Grauen vorbei sei und nie mehr wiederkehren könne. Und sie warten immer noch. Bis zum heutigen Tag.

Vieles hat sich seit der Anerkennung für die Rom*nija verändert, vieles zum Guten. Sie erhielten Förderungen, konnten Projekte umsetzen und es kam zur Verschriftlichung des Romani. Vor allem aber bekam man endlich die Chance, sich selbst zu präsentieren – geeint als Volksgruppe aufzutreten und gegen die immer noch bestehenden Vorurteile vorzugehen. Eine junge Generation von Aktivist*innen kann auf dem soliden Fundament ihrer Vorgänger*innen aufbauen. Eine Feststellung Rudolf Sarközis vor etlichen Jahren hallt bis heute nach: „Roma und Romnja sind endlich in der Mitte der Gesellschaft angekommen!“ In Anlehnung an Ceija Stojkas Buch sind sie aus dem „Verborgenen“ getreten.

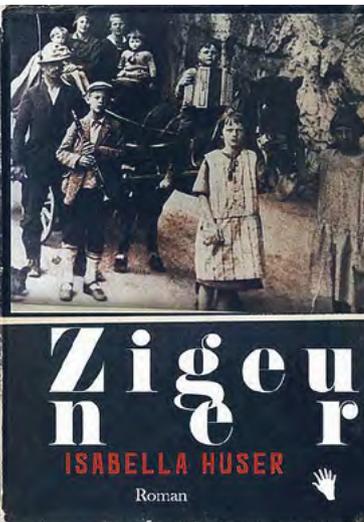
Möge es den Jenischen endlich auch so ergehen!

Katharina Graf-Janoska, Autorin, Journalistin, Aktivistin, ist Projektmitarbeiterin der Roma-VHS Burgenland („Dream Road“) und freie Mitarbeiterin des ORF Burgenland. Ihre Bücher „KriegsROMAn“ (2021) und „Der Rebstock“ (2015) wurden für den Burgenländischen Buchpreis nominiert.

Lese- und Filmempfehlungen



Jenische Reise.
Von: Willi Wottreng.
Zürich: Bilgerverlag 2020.



Zigeuner.
Von Isabella Huser.
Zürich: Bilgerverlag 2021.



Mariella Mehr. Widerworte.
Geschichten, Gedichte, Reden, Reportagen.
Von: Christa Baumberger und Nina
Debrunner (Hg.)
Zürich: Limmat Verlag 2017.

Jenische Reise

Willi Wottreng malt in prachtvollen Episoden die Reise der bald tausendjährigen Anna von Lothringen nach Ungarn, über Antwerpen bis nach Thessaloniki und tief in die Schweizer Al-

pentäler hinein. Jenische Reise oszilliert im Zwielficht zwischen Phantasie und Wirklichkeit, ist ein flirrender, aus tausend Fäden gewobener Bildteppich zur legendensprühenden Kultur

jener Menschen, die heute in Europa eine grenzüberschreitende Volksgruppe bilden: die Jenischen.

(aus dem Verlagstext)

Zigeuner

Die Kinder flohen allein in die Nacht. Sie retteten sich vor dem Zugriff der Verfolger, die Hunderte jenische Kinder aus ihren Familien rissen. So geschehen in der Schweiz, wo die Kindswegnahmen bis zum Frühling 1972 andauerten – bis die Tochter eines der fliehenden Kinder von 1929, mittler-

weile selbst 13 Jahre alt, aus der Zeitung erfuhr, dass die Erzählung ihres Vaters von der Flucht der Kinder keine Räubergeschichte war.

Isabella Huser hat Schicksale ihrer jenischen Vaterfamilie recherchiert und ist dabei auf Materialien gestoßen, die bis zur Entstehung der modernen

Schweiz im 19. Jahrhundert zurückreichen. „Zigeuner“ ist ein fulminantes zeitgeschichtliches Tableau, gefüllt mit prallem Leben und nacktem Entsetzen.

(aus dem Verlagstext)

Mariella Mehr. Widerworte

So streitbar, angriffig und zugleich sprachsensibel ist kaum eine andere Schweizer Autorin. Als Journalistin beteiligte sich Mariella Mehr maßgeblich an der Aufarbeitung der Pro-Juventute-Aktion „Kinder der

Landstraße“, als Jenische kämpfte sie für die Anliegen der Fahrenden und als Reporterin und Schriftstellerin beleuchtete sie vor allem die Ränder der Gesellschaft. Ihre Texte beschäftigen sich mit Gewalt

in all ihren Ausprägungen. Sie zeugen von einer ganz eigenen Sprachkraft. Ein Überblick über Mariella Mehrs literarisches und journalistisches Schaffen.

(aus dem Verlagstext)

Fahrend? Um die Öztaler Alpen. Aspekte Jenischer Geschichte in Tirol

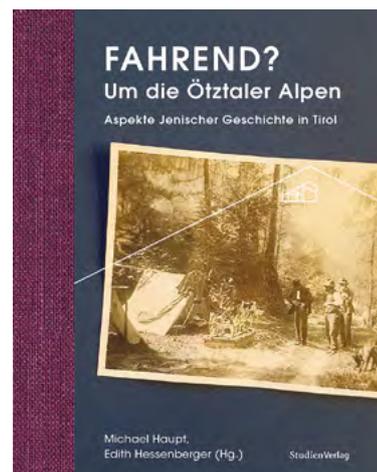
Die Geschichte der Jenischen ist eine scheinbar spurlose, geprägt von wirtschaftlicher Not, Krieg und Vertreibung. Es ist eine Geschichte der Anderen, der Fremden, im besten Fall gespickt mit romantischen Erinnerungen an Pfannenflicker und Scherenschleifer, an Händlerinnen und Bettlerinnen.

Jedenfalls ist die Geschichte der Jenischen in Vergessenheit geraten.

Im Sammelband werden in zehn Beiträgen wichtige Aspekte rund um jensische Geschichte und Gegenwart in Tirol herausgearbeitet. Die unterschiedlichen Herangehensweisen und Fragestel-

lungen sowie verschiedene sprachliche Zugänge machen die Komplexität des Themas deutlich, in dessen Kern jedoch steht: Jenische waren und sind ein wichtiger Teil der Tiroler Geschichte und Identität. —

(aus dem Verlagstext)



Fahrend? Um die Öztaler Alpen. Aspekte Jenischer Geschichte in Tirol. Von Michael Haupt und Edith Hessenberger (Hg.) Innsbruck: Studienverlag 2021.

Sobald ich „ich“ sage, ist mir nicht mehr zu trauen

Die jensiche Schriftstellerin Jana denkt über ihren wenig erfolgreichen politischen Aktivismus nach und über die (Un-)Sichtbarkeit der Jenischen. Eine anstrengende Freundin taucht plötzlich und zu den unpassendsten Gelegenheiten auf – und unpassend ist es für Eva eigentlich immer. Die geltungs-süchtige Mutter Thea, die den theatralischen Auftritt liebt,

sabotiert gekonnt das weihnachtliche Familienfest. Alwine flüchtet vor ihrer missratenen Tochter, die mit Fußfessel ihr Haus okkupiert hat, und quartiert sich trotz der winterlichen Kälte im Wohnwagen am Fluss ein.

Simone Schönnett blickt in ihren zehn Erzählungen in die feinen Zwischenräume der menschlichen Abgründe. Sou-

verän sezirt sie festgefahrene Beziehungen, lässt lustvoll Kartenhäuser zusammenfallen und treibt ihre Figuren aus der Komfortzone. —

(aus dem Verlagstext)

Eine ausführliche Besprechung von Erika Thurner folgt in der nächsten Stimme-Ausgabe im Dezember 2022.



Sobald ich „ich“ sage, ist mir nicht mehr zu trauen. | Von Simone Schönnett. Wien: Edition Atelier 2022.

Unerhört Jenisch. Dokumentarfilm

Im Mittelpunkt des Filmes steht der Musiker Stefan Eicher. Er spielt mit dem Bild des Zigeuners. Er ahnt seine jensichen Wurzeln, deren Spuren ihn in die Bündner Berge führen, zu den einst zugewanderten Familien und ihrer legendären Tanzmusik.

In diesen jensichen Familien lebt eine unbekannte Musiktradition; sie prägt die Schweizer Volksmusik, sucht den Blues, brilliert als Chanson oder rebelliert im Punk. „Unerhört Jenisch“ erzählt aber auch eine Geschichte der Diskriminierung und Verfolgung, welche

die Musikanten schweigen ließ. Ein Film über das Geheimnis des besonderen Sounds. —

(artfilm.ch)



Unerhört Jenisch. Dokumentarfilm von Martina Rieder und Karoline Arn. Schweiz 2017.

Rockefeller, Rothschilds und die Illuminaten

Verschwörungsmysmen und antisemitische Erzählungen

Verschwörungserzählungen haben sich während der COVID-19-Pandemie in den sozialen Netzwerken sehr dynamisch weiterentwickelt. Dabei wurde ein bereits etabliertes rechtsextremes Milieu stark mobilisiert. Erreicht wurden aber auch viele andere, die mit den Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie aus unterschiedlichen Gründen unzufrieden und mit der Zeit bereit waren, rechtsextreme Inhalte zu teilen oder mit Rechtsextremen auf die Straße zu gehen. Gemein ist den extremeren Positionen aus dieser Gruppe die Abkehr von gesellschaftlichen Institutionen durch ein absolutes Misstrauen gegenüber Politik, Staat, Wissenschaft und seriösen Medien.

Für die Radio-Stimme-Sendung vom 7. Juni 2022 zum Thema haben wir auf Material aus dem Podcast der Beratungsstelle Extremismus^[1] aus Wien und von Radio Corax aus Halle an der Saale in Deutschland^[2] zurückgegriffen. Eine der Expert*innen, die zu Wort kamen, ist die Psychologin Ulrike Schiesser. Sie begleitet an der österreichischen Bundesstelle für Sektenfragen Menschen durch Umdenk- und Veränderungsprozesse und ist Expertin für Konflikte im Bereich Esoterik, für Personenkulte, autoritäre und vereinnehmende Gruppenstrukturen und Verschwörungstheorien. Schiesser definiert Verschwörungserzählungen und beschreibt ihre Gefahr für demokratische Gesellschaften, denn in Verschwörungserzählungen wird immer Misstrauen

Echsenwesen, Flacherdler, satanistische Blutopfer – Verschwörungserzählungen sind seit der COVID-19-Pandemie stark im Vormarsch. Warum sie gefährlich sind und was sie mit antisemitischen Erzählungen zu tun haben – eine Radio-Stimme-Nachlese.



gegenüber allen etablierten gesellschaftlichen Institutionen und gegen Minderheiten geschürt. Dabei geht es nicht um Kritik, die zu Verbesserungen oder Reformen führen soll, sondern um eine radikale Ablehnung grundlegender Regeln des Zusammenlebens.

Viele Verschwörungserzählungen kommen oberflächlich zunächst als „spinnerte“ oder auch lustige Übertreibungen

von realen Missständen daher, schließen aber im Kern sehr oft an die Codes antisemitischer Erzählungen an. Diese haben eine lange Tradition und liefern sozusagen die Blaupause, um diffamierende Erzählungen über Minderheiten zu verbreiten. Damit verbreiten rezente Verschwörungserzählungen demokratieablehnende Vorstellungen, die sich zum Beispiel auch als Kapitalismuskritik präsentieren können.

Juden und Jüdinnen im Fadenkreuz

Um die antisemitischen Aspekte gängiger Verschwörungsmysmen näher zu beleuchten, haben wir auf ein Gespräch mit dem Kulturwissenschaftler und Antisemitismus-Forscher Benjamin Damm zurückgegriffen. Damm ist freier Bildungsreferent, unter anderem bei dem Präventionsprojekt „Abbau von Antisemitismus“ des Ariowitschhauses Leipzig.^[3] Das Gespräch mit ihm lief im März 2022 auf Radio Corax in Halle an der Saale, der Stadt, in der am 9. Oktober 2019 – zu Jom Kippur – der schwerbewaffnete Rechtsextremist Stephan B. versuchte, in eine Synagoge einzudringen und dabei zwei Passant:innen tötete und zwei weitere Menschen schwer verletzte. Der Attentäter filmte seine Taten über eine Helmkamera und übertrug sie live ins Internet. Er veröffentlichte außerdem ein elfseitiges Manifest in englischer Sprache, was für deutsche Neonazis untypisch ist. Auch seine Live-Übertragung kommentierte er auf Englisch. Für den Sicherheitswissenschaftler Peter Neumann vom Londoner Zentrum zur Erforschung von Radikalisierung und politischer Gewalt ist das ein Hinweis darauf, dass Stephan B. „tief in der virtuellen Subkultur internationaler rechter Netzwerke und der mit ihr teils verknüpften Gamer-Szene verankert gewesen“ sei.^[4]

Fabian Reicher von der Beratungsstelle Extremismus in Wien zeigt die Schnittmengen zwischen rezenten

Verschwörungsmmythen und Erzählungen, die in rechts-extremen Milieus zirkulieren, explizit auf. Er spricht von vier Bereichen. Erstens sind Verschwörungsmmythen immanenter Bestandteil von fast allen extremistischen Erzählungen, so zum Beispiel das sog. „Soros-Narrativ“, das den durch Eliten gesteuerten Austausch der Bevölkerung durch Muslim:innen propagiert. Das Narrativ ist dabei klar eine Abwandlung der nationalsozialistischen Vorstellung von „Umvolkung“. Zweitens gibt es laut Reicher eine große Überschneidung bei den tonangebenden Akteuren in der Szene (z. B. AfD, FPÖ und bekannte Rechtsextreme z. B. der österreichische Holocaustleugner Gottfried Küssel). Rechts-extreme Gruppen versuchen immer, Themen zu besetzen, mit denen sie für eine größere Mehrheit Anknüpfungspunkte bieten können. Zum Beispiel wurde ungeachtet dessen, ob dies den tatsächlichen Plänen der Regierung entspricht, die

Furcht vor Zwangsimpfungen gestreut, um die Menschen emotional mitzureißen und auf Demos zu bringen. Drittens sind aktuelle Verschwörung- und rechtsextreme Erzählungen auch strukturell ähnlich aufgebaut: halb-messianische Führerfiguren, Absolutheitsansprüche, die Gemeinschaft steht über dem Individuum und die Welt erscheint streng eingeteilt in Freund:innen und Feind:innen. Schließlich gibt es starke inhaltliche Überschneidungen in den Feindbildern. So entstand z. B. aus der sog. „Pizzagate“-Erzählung in den USA die QAnon-Bewegung, die ihren Ausgang im Präsidentschaftswahlkampf von 2016 nahm. Laut dieser Erzählung würden die liberalen Eliten im Umfeld der Demokratischen Partei im Geheimen Kinder systematisch entführen und foltern, um aus ihrem Blut ein Verjüngungsserum (Adrenochrom) zu gewinnen. Nur Donald Trump könne diesen Machenschaften ein Ende setzen. Diese Erzählung gilt

zwar als Weiterentwicklung historischer antisemitischer Ritualmorderzählungen, mit ihr werden mittlerweile jedoch andere Themen in Verbindung gebracht und auf Online-Plattformen durch Anhänger:innen der zentralen Gestalt „Q“ laufend weitere Thesen entwickelt. Im Gegensatz zu anderen Verschwörungserzählungen, die besonders darauf abzielen, Beweise für die postulierten Zusammenhänge zu finden, reicht bei der QAnon-Bewegung das bloße massenhafte Wiederholen und die Akzeptanz der Inhalte aus, um Verbreitung zu finden. Besonders an der QAnon-Bewegung ist außerdem ihre Verbundenheit zu Donald Trump und zur Republikanischen Partei der USA, deren Funktionäre die Inhalte durch Weiterverbreitung ebenfalls legitimieren.

Unsicherheiten und Krisen als Trigger

Im letzten Abschnitt der Sendung berichtet Ulrike Schiesser von der Bundesstelle für Sektenfragen schließlich davon, wie man auf Menschen zugehen bzw. mit ihnen umgehen kann, die von Verschwörungserzählungen eingenommen werden und zunehmend den Kontakt zu ihrem Umfeld verlieren. Für

Angehörige und Freund:innen ist es laut Schiesser besonders wichtig, den Kontakt aufrechtzuerhalten. Sie können nämlich ein wichtiger emotionaler Anker außerhalb dieser unfreundlichen Welt sein und damit dazu beitragen, dass die Menschen wieder aus den Verschwörungserzählungen und dem damit verbundenen Milieu herausfinden.^[51] Denn wer in ein (extremistisches) Verschwörungsmilieu kippt, ist schon längere Zeit aus unterschiedlichen Gründen verletzbar und lässt sich deshalb einfacher mitreißen, um Erklärungen für das eigene gefühlte oder tatsächliche Scheitern zu finden. Das soziale Umfeld wendet sich jedoch gerade durch Verschwörungserzählungen zusätzlich oft ab und am Ende bleiben nur noch die Online-Foren, in denen weiter munter fatalistische Umstände und fiktive himmelschreiende Ungerechtigkeiten in den absurdesten Kombinationen aufeinandergetürmt werden. Verschwörungserzählungen sind dabei nicht nur ein persönliches Problem der Betroffenen, sondern ein kollektives Problem und eine unterschätzte Gefahr für eine plurale, demokratische Gesellschaft.

^[11] „Verschwörungstheorien und Extremismus – die 1. Podcast-Folge der Beratungsstelle Extremismus“, Radio Orange 94.0 (erstausgestrahlt: 23.10.2020).

^[22] „Verschwörungstheorien und Antisemitismus“, Gestaltung: TA, Halle: Radio Corax (erstausgestrahlt: 04.03.2021).

^[23] Für tiefere Auseinandersetzung mit Verschwörungsmmythen und Antisemitismus: Podcast „Feindselige Deutungen – Gespräche über Antisemitismus“, auf Spotify und unter arlowitschhaus.de.

^[41] „Wer ist der Attentäter von Halle?“. In: FAZ, 10. 10. 2019.

^[51] Weitere Informationen zum Thema unter www.beratungsstelleextremismus.at.

Die Sendung „Corona-Krisen-Fallout: Verschwörungsmmythen und antisemitische Erzählungen“ wurde am 7. Juni 2022 auf Radio Orange ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv unter www.radiostimme.at abrufbar.

Melanie Konrad ist Redakteur:in bei Radio Stimme.



das politische magazin
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138
Oberpullendorf	Radio OP

RADIO STIMME
DIE SENDUNG FÜR KOPFHÖRER:INNEN

Der Dozent wartet auf den Sozialminister

Der Dozent hatte Freund Groll zu einer Aussprache vor dem Sozialministerium geladen. Behinderte Benützer der Bundesbahn klagen, dass die Behindertentoiletten in den Zügen gesperrt sind und für längere Zeit auch nicht repariert werden. Eine Rollstuhlfahrerin sei mit dem Zug von Wien nach Salzburg gefahren, als sie drei Tage später zurückfuhr, war die kaputte Toilette noch immer nicht repariert. Das ist kein Einzelfall, erwiderte Groll. Er sei einmal im Winter von Salzburg nach Klagenfurt gefahren, auch da war die Behindertentoilette nicht funktionsfähig. Ein schwerer Harnwegsinfekt sei die Folge gewesen.

„Natürlich kann bei technischen Apparaten immer wieder etwas kaputt gehen“, räumte der Dozent ein.

„Auch in Deutschland kennt man das Problem“, erwiderte Groll. „Dort allerdings gibt es für den Bahnbetreiber Strafzahlungen. In Österreich gibt es nicht einmal eine Entschuldigung.“

Ob Groll wisse, dass die Ladestationen und Anschlüsse für Elektroautos nicht barrierefrei seien, fragte der Dozent weiter. Ein behinderter Autofahrer könne sich bei Wind und Wetter selber vergeblich abplagen und sei letztlich auf fremde Hilfe angewiesen.

„Was erwarten Sie von den Beamten des Verkehrsministeriums?“, entgegnete Groll. „Die sind tagein, tagaus damit beschäftigt, Gasvorräte zu füllen, da können sie sich nicht um jede Kleinigkeit kümmern.“

„Dass ein behinderter Elektromobilist sein Auto nicht selbständig betanken kann, ist keine Kleinigkeit“, widersprach der Dozent. „Man hätte das in den Vorschriften berücksichtigen müssen. Noch dazu gibt es in Graz eine Firma, die barrierefreie Ladestationen herstellt. Sie werden aber nicht nachgefragt. Man müsste sie gesetzlich vorschreiben.“

„Diese Beispiele sind ärgerlich und zeigen, dass die Umsetzung der Behindertenrechtskonvention nicht vom Fleck kommt“, erwiderte Herr Groll. „Aber was ich Ihnen jetzt erzähle, ist eine Sache von Leben und Tod, Folter an Wehrlosen eingeschlossen. In einem Salzburger Pflegeheim des großen privaten Betreibers *Senecura*, der wiederum dem größten Pflegekonzern Europas gehört, wurden bettlägerige Patienten in einem erschreckenden Zustand aufgefunden. Unversorgte offene Druckstellen, penetranter Fäulnisgeruch – eine einzige Tortur. Die Leitung des Pflegeheims rechtfertigte sich damit, dass man ohnehin eine Wundmanagerin habe, die aber sei seit einem halben Jahr im Krankenstand. Ersatz wurde aber nicht organisiert. Was glauben Sie, wie reagierte die Salzburger Aufsichtsbehörde?“

„Sie werden es mir gleich sagen.“

„Die Behörde tat nichts. Keine Anklagen, keine Strafen. Und der zuständige Landesrat, Herr Schellhorn von den Grünen, reagierte auf Fragen von Journalisten mit dem kryptischen Satz: ‚Wir sind ganz nahe dran‘. Und jetzt erweist sich das Land Salzburg als unfähig, die dreizehn am schlimmsten betroffenen Patienten einer adäquaten medizinischen Versorgung zuzuführen. Zu wenig Räume, zu wenig Personal. Aber verehrter Dozent, sagen Sie mir: Warum müssen wir zwei uns vor dem Sozialministerium abfrieren?“

„Weil ich hoffe, den Sozialminister mit diesen Fällen befassen zu können. Er soll erklären, warum es in Österreich vierzehn Jahre nach der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention bei solch eklatanten Diskriminierungen noch immer kein Gesetz gibt, das mit strengen Strafbestimmungen nach amerikanischem Muster dafür sorgt, dass sich im Behindertensektor endlich auch in Österreich zivilisierte Verhältnisse durchsetzen.“

„Und Sie glauben, dass Ihr Vorstoß Erfolg haben wird? In Österreich gelten die Menschenrechte, aber nur insoweit, als die Politik und die Behörden nichts dagegen haben. Für behinderte Menschen gibt es keine einklagbaren Rechte. Im schlimmsten Fall gibt es ja jetzt das wunderbare Gesetz über den assistierten Suizid. Wetten, dass es nur ein paar Jahre dauert, bis die ersten Schwerkranken oder Lebensmüden *gegen* ihren Willen einem friedlichen Ende zugeführt werden? In Holland wird aktive Euthanasie seit Jahren praktiziert. Von holländischen Freunden weiß ich, daß man mit viertausend Menschen rechnet, die jährlich *gegen* ihren Willen zum Freitod überredet werden. Die Zahlen steigen seit Corona stark an.“

Der Sozialminister trat aus dem Haus, der Dozent näherte sich ihm mit schnellen Schritten. Aber schon war der Minister im Fond des mächtigen Autos verschwunden.



Erinnern

Ein nicht geringer Teil minderheitenpolitischer Aktivist:innen sind Nachkommen historisch verfolgter Gruppen. Nicht alle Verfolgten sind jedoch in der Erinnerungskultur Österreichs gleich repräsentiert. In der letzten **Stimme**-Ausgabe 2022 setzen wir uns mit der Rolle und Triebkraft des Erinnerns an die historische Verfolgung für das heutige politische Engagement von jungen Minderheitenangehörigen auseinander.

stimme

Abonnieren!

50+1

das einzige minderheitenübergreifende Magazin in Österreich

für fundierte Auseinandersetzung mit Menschenrechten, Demokratie, Gleichstellung, Selbstbestimmt Leben, Migration, minoritären Bewegungen u. v. m.

Jedes Abo ist ein Geschenk zum verlängerten Geburtstag und dringend nötig

4 Ausgaben/Jahr € 20,-
abo@initiative.minderheiten.at
Initiative Minderheiten
Erste Bank
IBAN: AT60 2011 1838 2586 9200
BIC: GIBAATWWXXX



» die nächste **stimme** erscheint im Dezember 2022

Österreichische Post AG SP 21Z042257 S | Abs. Initiative Minderheiten, Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | Stimme Nr. 124 | ISSN: 2306-9287



 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

 Bundesministerium
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

